Du

NR. 10 OKTOBER 1946 SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT FR. 2.50

C-Schönheits-Pflege

Zur täglichen Körperpflege ist Eau de Cologne 555 unentbehrlich. Ein paar Tropfen wirken immer wohltuend, belebend und erfrischend. Als Ergänzung dazu die zartduftende Seife 555 und den antiseptischen Körperpuder 555.

CLERMONT ET FOUET

SANDRO BOTTICELLI, *Florenz, geb. 1444 gest. 1510. Die Madonna mit dem Christkind. Entstanden um 1480. Ambrosiana. Ein kleines, sehr artistisch empfundenes Rundbild (Tondo), als privates Andachtsbild in einem der feingliedrigen und großartig schlichten Florentiner Paläste zu verstehen. Die Anlage mit den beiden tänzerisch beschwingten Engeln, die den zeltartigen Baldachin öffnen und damit die sehr ungewöhnliche Szene der Madonna al latte dem Beschauer preisgeben, ist mit feinem Gefühl der nur kurze Zeit und hauptsächlich in Florenz gebräuchlichen Rundform angepaßt. Eine späte, sehr entwickelte, hochgezüchtete Kunstform voll reifer Süße.*

Du

Schweizerische Monatsschrift Oktober 1946 6. Jahrgang

Vorwort von Arnold Kübler 4

Italienische Kunst, Anmerkungen zur Ausstellung der Ambrosiana in Luzern, mit farbigen und schwarzweißen Reproduktionen. Text von Dr. Walter Hugelshofer . . 7

Der Mensch und das Bild, von Bert Herzog 23

Die frühitalienische Dichtung und das Heilige Reich, von Bruno Goetz 25

Oeppi in Rom, von Arnold Kübler 28

Die Spur der Geschichte in den Handschriften der Ambrosiana, mit farbigen und schwarzweißen Reproduktionen. Text von Dr. Alfred A. Schmid 32

Lob und Verteidigung des Buches, von Richard de Bury 43

Trauben, die aus Orvieto kamen, von Elio Vittorini . . 44

Aus unveröffentlichten Studentenbriefen der Reformationszeit, von Dr. Max Niehans 45

Die Schenkenbrüder. Gedicht von Lonja Stehelin 47

Die Lukasbirnen. Novelle von Traugott Vogel 48

Die Katzen des Herrn Ansaldo, von Lorenz Magalotti . 50

Heute abend. Italienische Novelle von Giovan Francesco Straparola 52

Italien, von Jacob Burckhardt gesehen. Reisebilder aus dem Süden 56

Ein Hahn. Novelle von Nicola Lisi 62

Misoxer Elegie, von Diego Valeri 67

Hinweis auf ein Buch, von Ilse Heim-Winter 68

AUS UNSEREM NOVEMBERHEFT

Die Frau von heute

Farbige Frauenbildnisse von Liotard, Schnyder, Barraud
Eine Berner Malerin in Paris: Martha Stettler,
mit farbigen Reproduktionen
Das Glamour-Girl, eine Erscheinung unserer Zeit

Zeichnungen von Rodin, Despiau, Maillol, Renoir u. a.

Hulda Autenrieth: Für und wider das Frauenstimmrecht in der Schweiz. / Elisabeth Huguenin: Notizen über die schweizerische Frau. / Mary Hottinger: Die Schweizerin, von einer Engländerin gesehen. / Marguerite Janson: Bücher für die Frau. / Erzählungen von Ursula Schultheß und Clarisse Francillon. / Weitere Beiträge von Erika Markwald, Walter Robert Corti, Jean Libman Block u. a.

Du

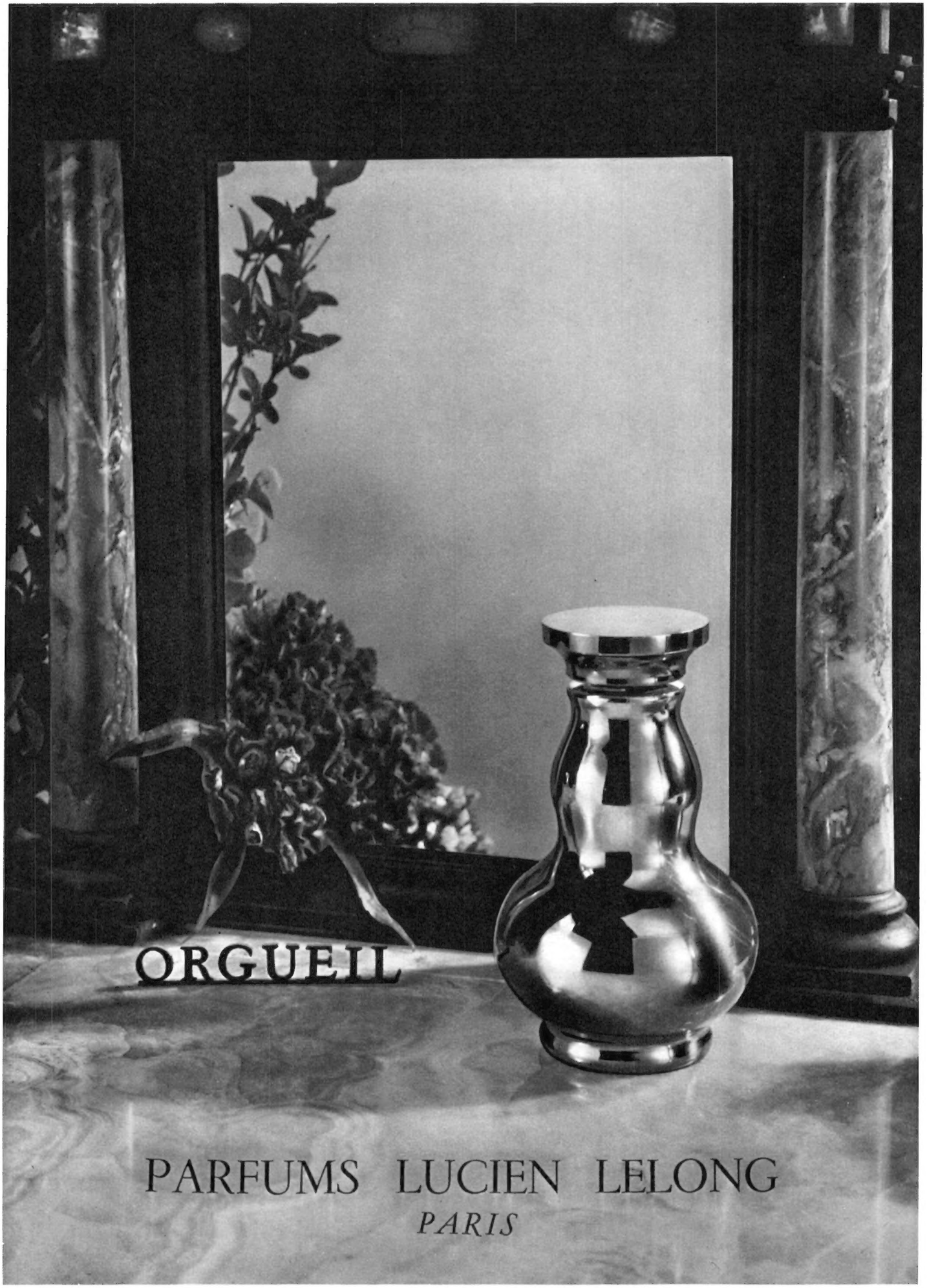
Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790

L'heure précieuse...

VACHERON ET CONSTANTIN
GENÈVE



AGENT GÉNÉRAL POUR LA SUISSE: E. TETTAMANTI & CIE, STAMPFENBACHSTRASSE 75, ZURICH 6

JEZLER
ECHT SILBER

WIR SCHWEDINNEN LIEBEN DIE FRISCHE

Wir wandern, wir schwimmen, wir segeln gern. Wir lieben den Wind, das Meer und die Weite. Blitzblank strahlen unsere Häuschen auf den blauumspülten Schären, und die Segel unserer Boote sind weiß wie Schnee.

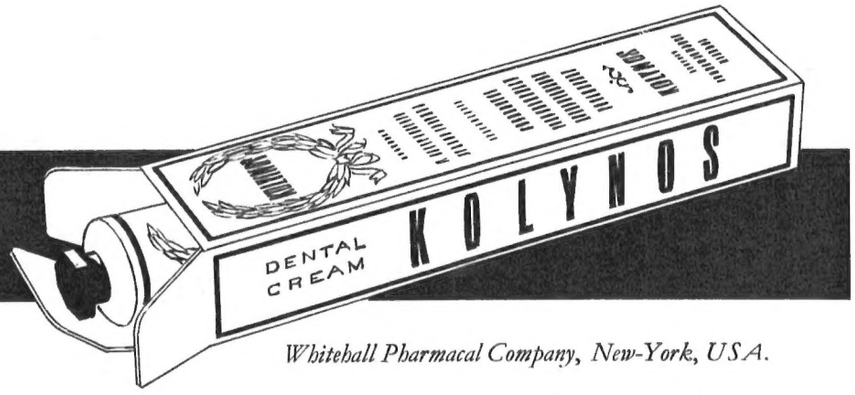
Vielleicht sind wir nicht so raffiniert – wir lieben den grellen Make-up nicht, dazu sind wir zu sportlich. Doch haben wir gern Qualität und Sauberkeit, darin sollen wir den Schweizerinnen gleichen. Wir gelten als die besten Kameraden und unser besonderer Reiz sei die fröhliche Natürlichkeit.

★ ★ ★

Weiß wie die Segel der Boote müssen unsere Zähne sein. Wir pflegen sie mit Sorgfalt. Wir pflegen sie mit dem Besten, das es gibt – mit Kolynos. Kolynos hat gerade was wir schätzen: es verleiht dem Mund ungewöhnliche Frische. Der volle, weiche Kolynos-Schaum reinigt gründlich, und die kostbaren ätherischen Oele wirken belebend und kräftigend. Etwas macht uns Kolynos besonders lieb: es verleiht den Zähnen jenen zarten, unnachahmlichen Perlenglanz, der unser Lachen so entzückend macht. Und ein schönes Lachen ist auch in Schweden wichtig.

Wie man mir sagt, sollen laut einer Umfrage die Hälfte der Schweizerinnen ihre Zähne nicht regelmäßig putzen. Das allerdings wäre bei uns nicht möglich. Nicht einmal, sondern zweimal putzt man seine Zähne — nichts ist doch angenehmer, als mit frischem Munde einzuschlafen.

KOLYNOS



Whitehall Pharmacal Company, New-York, USA.

BIENAIMÉ
PARIS

AGENT EXCLUSIF POUR LA SUISSE: LOUIS GERSTER, 54, RUE DU STAND, GENÈVE

Zu unserem Oktoberheft

In der Schule hat man uns den Johannes Gutenberg, den Erfinder der Buchdruckerkunst, über alles gelobt, aber wenn man in Luzern vor den Handschriften der Ambrosianischen Bibliothek steht, ärgert man sich über ihn: er hat mit seinem vielgerühmten Einfall der Kunst des handgeschriebenen Buches und der Schönheit der Buchmalerei ein Ende gemacht. Ein Leben lang konnte einst ein geübter Schreiber vor einigen wenigen Büchern verbringen, Buchstaben um Buchstaben langsam hinmalen auf dauerhaftes Pergament, zauberhafte bunte Ranken um hohe Anfangsbuchstaben setzen und vielgestaltige Malereien zwischen die Kapitel. Jedes Buch war eine Kostbarkeit schon durch die Umstände seiner Herstellung, in der Arbeit des Buchmalers drückte die Wertschätzung sich aus, die man seinem Inhalt entgegenbrachte. Aeußeres und Inneres ergänzten und erhoben sich gegenseitig, aber Gutenberg machte diesem allem ein Ende, nach ihm schuf man in Tagen, wozu vorher Jahre nötig gewesen. Der erste, große, schreckliche Vervielfältiger!

Seither haben diese selber sich fürchterlich vervielfacht. In unsern Tagen sind auch die schönsten Seiten der Buchmalerei reproduzierbar geworden. Wir drucken tausendfach in Stunden, was jene in Jahren schuf. Wir drucken, aber wir schaffen sie nicht. Es gibt auch solche, die heute Bilder schaffen. Nämlich die Maler. Sie geben dazu sich nicht so viel Zeit wie die Alten, denn sie leben selber ebenfalls neben den Maschinen. Diese Vervielfältiger machen jenen Schöpfern das Leben sauer. Eine beispiellose Bilderfülle wird dank der Vervielfältigungskunst täglich vor den Augen der Menschen ausgeschüttet. In Luzern — das ist das Wesentliche — steht man vor lauter Originalen, geschriebenen und gemalten. Man ist beim Ursprung, beim Menschen, vor der Handschrift, zu der eine Hand und ein einmaliger Mensch gehörte, der ein Schöpfer und nicht ein Wiederholer war.

Man rühmt unsere farbigen «Du»-Reproduktionen nachgerade in der halben Welt. Die Redaktion schämt sich dessen gelegentlich und möchte manchmal auch lieber schaffen statt wiederholen. Dann nehmen wir den Bleistift zur Hand und zeichnen, nicht im Büro, nein, auf der Reise oder in den Ferien. Als ich neulich vor dem Palazzo der Ambrosiana in Mailand stand, besah ich mir erst die Schäden im Innern, suchte hernach einen Ort, um die schmale Gasse und die schöne, erhaltene Front oder die lombardische Kirche auf der Rückseite des ganzen Baublocks zu zeichnen; aber es gab zu viele Gäste auf dem Platz, vor denen ich scheute. Ich verzog mit meinem gespitzten Bleistift mich in die Vorstädte. Dort setzte am Rande des Asphaltboulevards ich mich in den Schatten einer Mauer und versuchte, die Betonstützpfostenreste eines zertrümmerten Wohnblocks aufs Blatt zu bringen, weil nämlich oben am Pfostengitter die Mauerblöcke wie die Haselnußkätzchen baumelnd hingen, frei schwebend, wie es schien, da man die dünnen, eingelegten Rundeisen nicht sah. Ein paar Kinder spielten in der Nähe. Ein Wohnblock mit hundert oder mehr Wohnungen gab den sachlichen Gegensatz und die zeichnerische Gegenform zum Trümmerrest.

«Ja, das ist ein Wohnhaus gewesen», sagten die Kleinen, «und ein Papierladen hat sich im Erdgeschoß befunden.» Sie besahen auch meine ersten Striche, gingen dann wieder an ihr Spiel, kauften und verkauften Spezereien und Lebensmittel und redeten von Tausenden von Liren, wie sie's eben zurzeit von den Müttern hören. Zwischenhinein kamen sie wieder zu mir, um sich vom Fortschritt meiner Arbeit zu überzeugen. Als die Sonne unterging, gelang es mir, die Schuld an der mangelhaften Zeichnung der wandelbaren Beleuchtung zuzuschreiben, aber die Kinder versagten ihren Trost mir nicht, denn ein kleiner Kerl, den die Mutter nach Hause gerufen hatte, schrie aus einer fernen Wohnung mit aller Kraft zu den andern herüber:

«E fatta la casa rotta?»

«Si!» schrien diese. Es sei fertig.

«E bella?»

«Si!»

Eine italienische Art der Frage und eine liebenswürdige Antwort. Dieses Heft ist ein italienisches, und wir danken der Vervielfältigungskraft der Maschinen, daß wir es machen konnten.

Arnold Kübler

UGOLINO DA SIENA. *Tätig in Siena und in Florenz. 1317 urkundlich genannt. Madonna mit Kind. Privatbesitz.*

Bis ins 18. Jahrhundert umschloß die Kirche alles geistige Leben des Abendlandes; deshalb war alle Kunst wesentlich kirchliche Kunst. Das Schönste und Beste brachte man in Dankbarkeit Gottvater, dem Heiland, der Madonna und den verehrungswürdigen Heiligen dar, die dem Gläubigen Vorbilder waren. In der frühsienesischen Madonna, die das feierlich segnende Christkind auf den Knien hält, spricht uns wohl zuerst die hieratische Strenge, etwas großartig Unnahbares in der Haltung an: ein starker Hauch aus einer fernen Welt, in der es wie in der ägyptischen oder in der chinesischen Kunst nicht auf Originalität der Erfindung und Ausdruck eines Persönlichen sondern auf Erhaltung des Großen, Ewigen, Dauernden ankommt: kostbares Gold, fein punziert, wenige, doch eindringliche Farben, ungewöhnlich gebrochene Form der schmalen Tafel, Erinnerung an Byzanz und an russische Ikonen, die, erstarrt, aus der gleichen Wurzel kommen. Der subtile Ausdruck der fein artikulierten Hände und die beginnende Nuancierung der Farben erinnern daran, daß dieses Kultbild unter dem Eindruck der großen Meister Duccio di Buoninsegna und Simone Martini entstanden ist, welche die frühe Kunst des stolzen Siena feierlich und festlich krönen. So altertümlich es uns anmutet, bedeutet es doch den reifen Höhepunkt einer langen Entwicklung. Wenn wir bedenken, daß etwa zur gleichen Zeit, als in Siena diese Madonna gemalt wurde, die urschweizerischen Bauern die österreichischen Ritter am Morgarten schlugen, erkennen wir, wie jung unser Volk, kulturell gesehen, noch immer ist.

ITALIENISCHE KUNST

Anmerkungen zur Ausstellung der Ambrosiana in Luzern

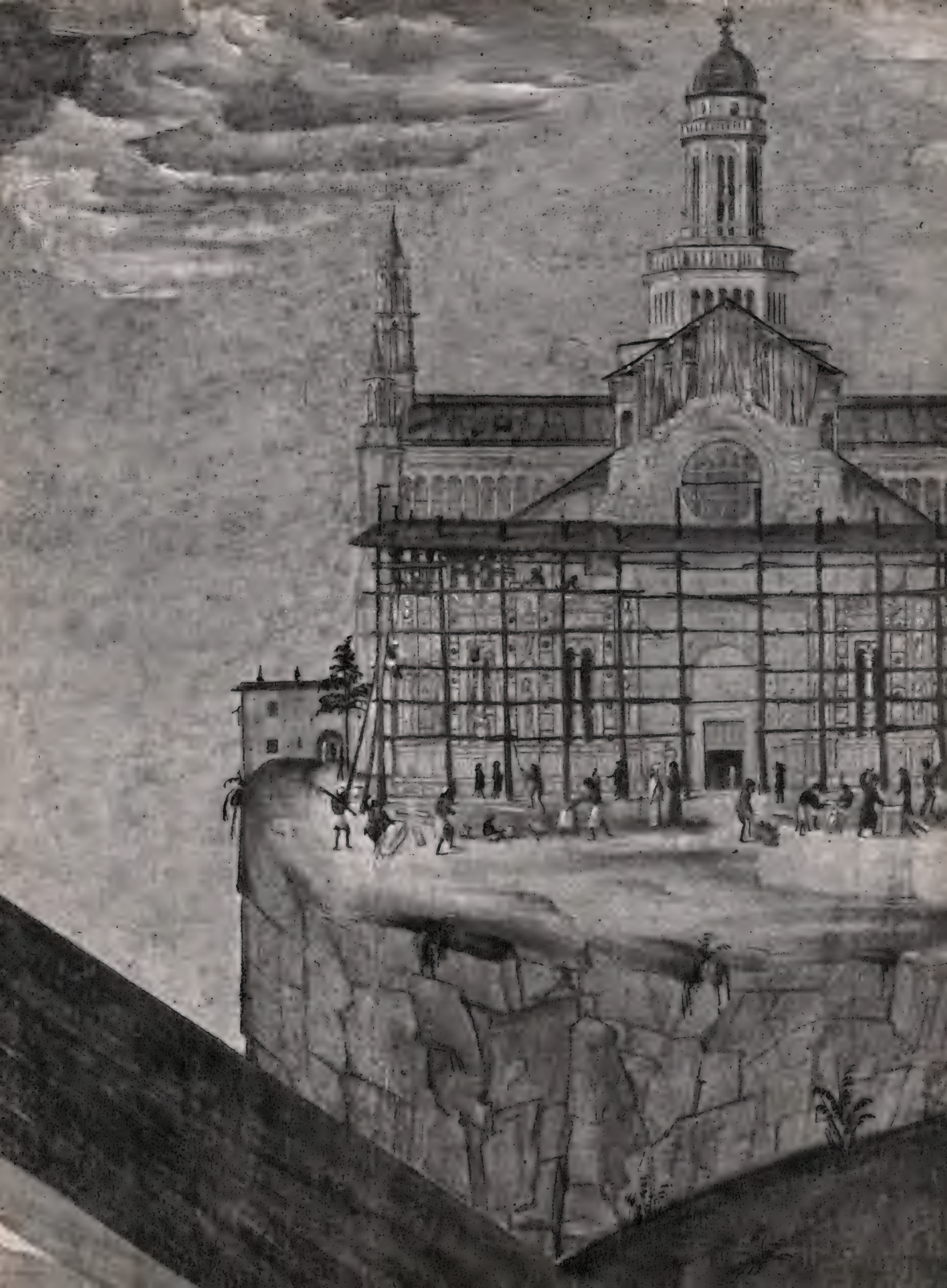
VON WALTER HUGELSHOFER

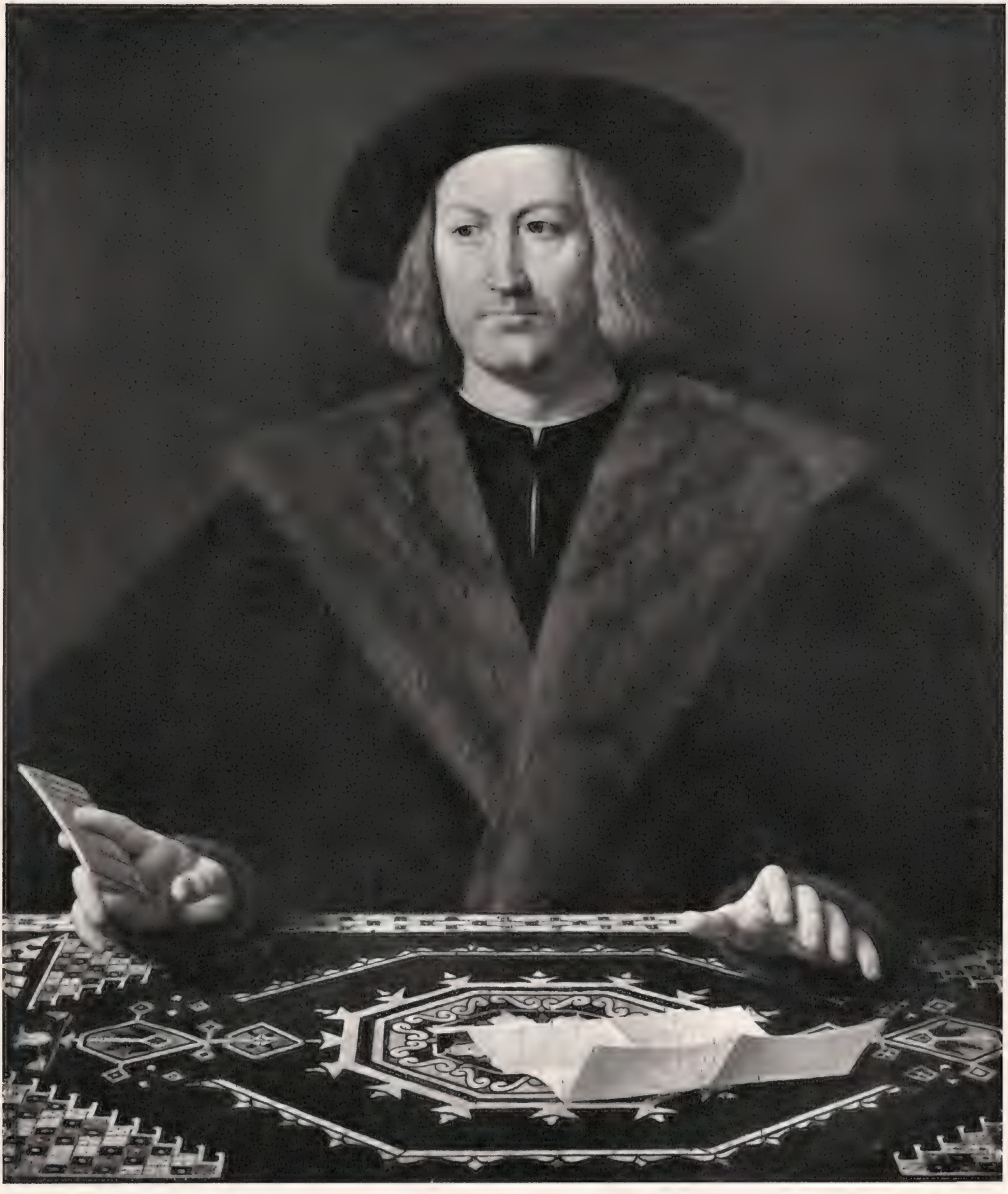
ANDREA MANTEGNA, *geb. 1431 in Vicenza, gest. 1506 in Mantua. Die Madonna aus dem Hause Trivulzio. Ausschnitt. Sammlung der Stadt Mailand im Castello sforzesco.*

Die lobsingenden Engel an der Tragorgel, ein modern anmutendes Detail aus dem riesigen, fast drei Meter hohen Altarbild, das die Muttergottes mit dem segnenden Christkind in der Himmelsglorie darstellt, zusammen mit Johannes dem Täufer, den Heiligen Gregor, Bernhard und dem Kirchenvater Hieronymus. Ein Hauptwerk der Luzerner Ausstellung. Die hohe Meisterschaft des starken Perspektivikers und kraftvollen Plastikers Mantegna wird hier unmittelbar deutlich. Man fühlt sich an Dürer, der sein Enkelschüler war, erinnert und sieht Raffael vorweggenommen.

Zehn Jahre schon bald sind wir getrennt von den großen Kunstsammlungen in den kunstreichen Ländern um uns, die vorher den vielen Schweizer Reisenden leicht zugänglich waren. Der Louvre, die Alte Pinakothek, die Uffizien, das Mauritshuis und mancher andere Name noch waren uns Zauberworte, die den Zugang zu köstlichen Dingen eröffneten. Welche Erregungen der Seele, welche Genüsse des Auges umschlossen diese Orte, geeignet, die Welt tiefer und weiter zu erfassen! Wieviel Schönheit, Adel und Glanz, die Europa groß und bewundernswert machen!

In den mit Spannungen geladenen Jahren vor dem Ausbruch des lange schon drohenden Krieges wurde das Reisen unerfreulich und wenig ratsam. Man brachte die innere Ruhe und die Empfänglichkeit nur schwer mehr auf, die Voraussetzungen für den Zugang zu geistigen Leistungen sind. Doch als wir uns eben notgedrungen in unser Schneckenhaus zurückzogen, wurde uns 1939 in Genf die unter abenteuerlichen Umständen zustande gekommene Ausstellung von Werken aus dem Prado-Museum in Madrid zuteil. Unversehens gerieten wir mit der größten und an Meisterwerken reichsten Sammlung alter Kunst in Kontakt. Es war ein großartiges, kaum voll zu fassendes und noch lange nachwirkendes Erlebnis. Dann brach die Katastrophe des Krieges herein, der die Welt unabsehbar veränderte. Die Bilder, dazu bestimmt, durch die Augen zu unseren Sinnen und unseren Herzen zu sprechen, verschwanden in dunklen Verliesen. Wir waren allein mit uns und hatten Zeit, uns mit uns selber zu befassen. Die schweizerische Kunst wurde in weitem Umfang entdeckt und aufgenommen, und das war längst





ANDREA SOLARIO, *geb. 1460 gest. nach 1515. Bildnis des Kanzlers Girolamo Morone. Privatbesitz.*

Der Maler war in Mailand, Venedig und in Frankreich tätig. Seine Ausbildung stand unter dem Einfluß Leonardos und des Antonello da Messina. Dies ist ein repräsentatives Bildnis des Diplomaten, der im Dienste der Sforza stand, der in den Mailänder Wirren eine bedeutende Rolle spielte und 1506 von den Eidgenossen bei Bellinzona verhaftet wurde. Mit sprechender Geste, einen Brief zwischen den Fingern, ein gefaltetes Dokument vor sich auf dem kunstvoll eingelegten Tisch, frei in der Auffassung, trefflich in der technischen Meisterschaft, zeugt es für die beachtlichen Qualitäten Solarios als Bildnismaler. Stilistisch halten sich in diesem Spätwerk Einflüsse Leonardos mit denen vlämischer Maler seltsam und fast verwirrend die Waage. Ein stolzes Renaissance-Porträt, wie es in Mailand seit dem Auftreten Leonardos möglich wurde.

AMBROGIO DA FOSSANO, *genannt* BERGOGNONE, *1481 bis 1522, in Mailand und Umgebung tätig. «Komm, folge mir nach!» Kirchenbau. Ausschnitt. Pavia, Museo civico.*

Bergognone ist neben dem größern Vincenzo Foppa Hauptmeister der von Leonardos Auftreten unberührt gebliebenen lombardischen Malerei. Das große Gemälde vergangener Zeiten umschloß die ganze Welt. Was heute zumeist in Landschaft, Stilleben und Bildnis zerlegt wird, war früher in einem umfassenden Organismus zusammengeschlossen. Der Blick des Beschauers wird zunächst vom kirchlichen Hauptmotiv gefangengenommen. Wer aber mit Aufmerksamkeit und Liebe in diese Bilder eingeht, wird sich häufig durch einen überraschenden Reichtum köstlicher Details belohnt sehen, die einen unerwarteten Einblick in das tägliche Leben auftun. Kleidung, Bauweise, Gebaben der Menschen, ja der Menschentyp, Arbeitsweise, Landschaft — fast immer aus der durch kräftige Naturanschauung genährten Vorstellung heraus gemalt — alles erscheint uns neu, reizvoll und erstaunlich in dem, was sich gleich geblieben, wie in dem, das sich geändert hat. Wer hat zuvor in dem großen Bild diesen köstlichen, gut beobachteten, doch unnaturalistisch dargestellten Bau einer Klosterkirche mit einer inkrustierten (eingelegten) Fassade, wie sie in der Lombardei nicht selten ist, gesehen, wer die gut erfaßten Mönchsbildnisse beachtet?

an der Zeit. Gerade als wir anfingen in der Enge die Maßstäbe zu verlieren und nicht mehr zu wissen, was groß und was klein war, erinnerten uns die wundervollen Ausstellungen gewählter Werke aus der Sammlung Oskar Reinhart 1939 und 1940 in Bern und in Zürich, die in einer trügerischen Phase der kriegerischen Vorbereitungen rund um uns herum möglich waren, an die Proportionen. In den folgenden Jahren der Isolierung und der Abwehr verblaßte nach und nach unsere Erinnerung an die zurückliegenden Erlebnisse. Um so mehr wuchs bei nachlassender Gefahr unser Bedürfnis nach neuen Auseinandersetzungen mit dem Kunstwerk. Wir wollten endlich mit eigenen Augen sehen, was die Katastrophe überstanden und uns zum Trost und zur Erhebung aus all den Verwüstungen und Zerstörungen gerettet worden ist. Die Verbindung mit der Umwelt, ohne die wir in unserem Lande verdorren müßten, sollte nach langen schrecklichen Jahren doch einmal wieder aufgenommen werden können. Der Krieg ist vorüber; aber wir müssen den aufgestauten Drang, auszubrechen aus unserem schönen Käfig, noch immer zurückhalten. Und doch ist unterdessen schon eine starke Schicht von Menschen herangewachsen, welche die großen Museen nur von Namen kennen, nie das Glück hatten, all der geistigen Genüsse von Auge teilhaftig zu werden.

Doch auch hier scheint sich uns alles zum Guten zu wenden. Wenn wir nicht zu den Bildern kommen können, kommen die Bilder zu uns. Weil die Stätten, die sie bewahren, zerstört sind, suchen sie bei uns Obdach. Weil wir wunderbar unversehrt bleiben durften, vermögen wir zu helfen. Der Bau, der vor mehr als dreihundert Jahren errichtet worden ist, die verschiedenartigen Schätze der ambrosianischen Sammlungen in Mailand aufzunehmen, ist durch kriegerische Handlungen beschädigt. Die zu seiner Wiederherstellung fehlenden Mittel soll zu einem Teil die Ausstellung in Luzern bringen. Beiden ist geholfen, der ehrwürdigen Stiftung in Italien und uns sehhungrigen Schweizern. Nur außerordentliche Umstände konnten die Ambrosiana, die nach ihren Statuten nie ausleiht, zwingen, einen Teil der Schätze aus ihrem Schrein zu entlassen.

Die Ambrosiana, so benannt nach dem Kirchenvater Ambrosius, dem Patron von Mailand, wurde 1609 gegründet von Kardinal Federico Borromeo, der von 1564 bis 1631 lebte und wie sein heiliggesprochener Vetter Carlo eine der führenden Gestalten der mächtigen gegenreformatorischen Bewegung war. Dem Leser von Manzonis «promessi sposi» ist er als eine der

MEISTER DES ARCHINTO-PORTRÄTS. *Handstudie. Silberstiftzeichnung auf blaugetöntem Grund. Bibliothek der Ambrosiana.*

Der Künstler führt einen «Not-Namen». Es handelt sich um einen mailändischen Maler aus dem Umkreis des Leonardo, der vielleicht identisch ist mit Ambrogio de' Predis; die Namengebung erfolgte nach dem Bildnis des Bartolommeo Archinto von 1494 in der National Gallery in London. Was uns seit der Renaissance so selbstverständlich und «natürlich» erscheint: eine nach genauer Betrachtung erfolgte Naturaufnahme mit der Absicht auf klare, kontrollierbare Erfassung der Wirklichkeit, war damals ein revolutionärer Schritt. Er bedeutet das Ende des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit, deren Trachten auf Beherrschung der Natur mittels der Naturwissenschaften geht. Diese ganz vom zugleich kraftvollen und subtilen Geist Leonardos, ja noch von seiner Technik inspirierte Studie wahrt den jugendlichen Charme einer Entdeckung. Sie ist erfüllt von der geheimnisvollen Schönheit der Dinge, die hier neu und wie vordem nicht vorhanden gesehen wird.

Hauptfiguren in Erinnerung. Nach der Art großer Herren seiner Zeit war er ein leidenschaftlicher Sammler seltener, schöner und bedeutender Dinge. Den Grundstock seiner Sammlungen und den Teil, der sie in der Welt des Geistes berühmt gemacht hat, bildet die Bibliothek. Sie wurde als Ausdruck eines wahrhaft groß angelegten Geistes angelegt zum Zweck, den gegenreformatorischen Bestrebungen ein starkes Fundament zu geben. Durch einen ganzen Stab fähiger Mitarbeiter bis nach Griechenland und der Levante ließ er Handschriften nicht nur lateinischer, sondern auch griechischer, hebräischer, arabischer, persischer, syrischer, koptischer, türkischer Sprache aufkaufen. Einem auch heute noch am Werke befindlichen Kreis von Gelehrten wurde die Aufgabe übertragen, die angesammelten Dokumente alter und ferner Kulturen wissenschaftlich auszuwerten und fruchtbar zu machen. Unter den 15 000 Manuskripten befinden sich Kostbarkeiten ersten Ranges, wie Bruchstücke einer um das Jahr 400 entstandenen illustrierten Abschrift der Gesänge Homers, Episteln des Apostels Paulus, der althochdeutschen Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Ulfila, eine Abschrift der Gedichte Vergils mit Einträgen von Pe-

BARTOLOMMEO SUARDI, *geb. um 1475 gest. 1536. Maler und Architekt in Mailand und Rom. Die Anbetung des Christkindes. Ausschnitt. Ambrosiana.*

Suardi, nach seinem Lehrer, dem großen Architekten Bramante, il Bramantino genannt, ist, wie Botticelli, eine italienische Parallele zur deutschen Spätgotik. Ähnlich seinem älteren Zeitgenossen Mantegna trachtet er durch kühne Verkürzungen, unerwartete Ansichten, Steigerung der Proportionen bis zur Bizarrerie und plastische Herausarbeitung der Formen, Tiefe und Stärke des Gefühls und Innigkeit der Empfindung zum Ausdruck zu bringen. Als besondere Note kommt hinzu das lombardische Gefühl für tonig gedämpften farbigen Wohlklang. In solcher Meisterleistung erweist sich Bramantino als ein bedeutender Künstler persönlicher Prägung. Eines seiner Hauptwerke ist der Altar in der Madonna del Sasso bei Locarno.

MEISTER DER PALA SFORZESCA. *Bildniszeichnung nach dem jungen Massimiliano Sforza. Silberstiftzeichnung auf blaugetöntem Grund. Entstanden um 1495. Bibliothek der Ambrosiana.*

Meister der Pala sforzesca ist der Notname eines mailändischen Malers aus dem Umkreis des Leonardo; man benannte ihn nach einer in der Brera in Mailand verwahrten Altartafel mit den Stifterfiguren des Lodovico il Moro, dessen Gemahlin Beatrice und deren Söhnen Massimiliano und Francesco Maria in kindlichem Alter — alles Gestalten, die in den Mailänder Zügen der alten Eidgenossen eine große Rolle spielten. Die Zeichnung ist eine genaue Naturaufnahme im Profil in Leonardos Weise, durchgestochen, um auf die Altarkomposition durchgepaust zu werden. Mit wenigen durchsichtigen Strichen und knappen Schattierungen wird der trotzige Charakter des Kindes eindeutig und lebendig herausgearbeitet.

GIOVANNI ANTONIO BOLTRAFFIO, *geb. 1467 gest. 1516. Bildnis einer vornehmen Dame. Farbige Kreidezeichnung. Bibliothek der Ambrosiana.*

Boltraffio arbeitete in Mailand und Rom als einer der engsten Gefolgsleute Leonardos. Er stammte aus einer vornehmen Familie und scheint die Kunst mehr als eine noble Passion denn zum Broterwerb betrieben zu haben. Unter den vielen durch das Auftreten des übermächtigen Leonardo in Mailand von ihrer schlichteren Bahn abgedrängten und zumeist wenig schöpferischen Leistungen veranlaßten lombardischen Malern wahrt Boltraffio vor allen ein eigenes Gesicht. Im Adel der Empfindung, auch wohl in der Größe der Anschauung vermag er zuweilen an seinen Meister zu erinnern, mit dessen Arbeiten die seinen späterhin oft verwechselt worden sind. Das oberitalienische Gefühl für passive Schönheit und für versonnenen Liebreiz kommt bei Boltraffio in besonders nobler Form zum Ausdruck.

trarca, Aufzeichnungen von Dante, Briefe von Columbus und eine ganze großartige Fülle geistesgeschichtlicher Dokumente, deren Inhalt zumeist längst in das allgemeine Wissen eingegangen ist. Angesichts dieser wunderbar durch die Fährnisse der Zeiten geretteten Papiere, aus denen eine schöne Auswahl in Luzern zu sehen ist, wird so recht deutlich die für die Formung der europäischen Kultur bestimmende Einschmelzung des antiken Erbes in die große Tradition der Kirche, durch die wir noch heute mit den geistigen Schöpfungen der Vergangenheit in vertrauter Verbindung stehen.

Neben der Bibliothek, die auch über 500 000 gedruckte Werke umfaßt, steht in der Ambrosiana die Abteilung der Handzeichnungen. Ihre anziehendsten Blätter haben zumeist die überragende Gestalt des großen Künstlers, Naturforschers und Philosophen Leonardo da Vinci zum Zentrum. Dieser höchst ungewöhnliche Mensch wurde dreißigjährig 1482 von Lodovico

BERNARDINO LUINI, *geb. zwischen 1475 und 1480 in Luino am Langensee, gest. um 1532. Die Grablegung. Ausschnitt. Aus der Kirche San Giorgio in Palazzo in Mailand.*

Luini war vor allem als Maler großer Freskenzyklen in Mailand und in der Lombardei tätig. In den Jahren 1529 und 1532 arbeitete er in Sta. Maria degli Angeli in Lugano. Schüler des Bergognone, dann im Bannkreis des Leonardo, hat er sich doch ein eigenes Profil zu wahren gewußt, so daß er als der bedeutendste lombardische Maler seiner Zeit hervortritt. Das aus der großen Tafel herausgehobene Detail — Maria Magdalena küßt des toten Christus Hand — läßt die weiche und gefühlvolle Art des erfindungsmächtigen Malers deutlich erkennen.

JACOPO DA PONTE, *genannt* BASSANO, *geb. um 1510 gest. 1592. Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Ausschnitt. Ambrosiana.*

Der Maler Bassano gehört einer großen und fruchtbaren Künstlerfamilie an; auf der venezianischen terra ferma ist sein Geburtsort. Als gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die italienischen Malerschulen einen schwierigen Punkt ihrer Entwicklung erreicht hatten, erhob sie sich unerwartet in Venedig zu einer letzten und schönsten Blüte, die bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts andauern durfte. Jung, frisch und unverbraucht war ihr noch einmal ein neuer Anfang beschieden. In der Malerei der Tizian, Veronese, Tintoretto ist die Wurzel der modernen Malerei bis zu Cézanne zu suchen. Neben diesen in der großen Weltstadt tätigen Künstlern wirkten die Bassani vor allem auf dem Lande lebensnah, heiter und farbig, voll Liebe zum Einfachen und Gesunden. Das religiöse Motiv wird ihnen zum Vorwand für die Darstellung des Bauernlebens.

il Moro aus Florenz nach Mailand berufen. Gleicherweise diente der mächtige, einsame und in seltener Weise originale Geist dem prunkfrohen Herzog bis zu dessen Sturz 1499 als Maler, Bildhauer, Kriegsingenieur und Mechaniker. Sehr wenig, fast nur mehr Projekte, Entwürfe, Studien und Fragmente, ist von seinen ausgedehnten Leistungen auf uns gekommen. Seiner übermächtigen Anziehungskraft vermochten sich nur wenige der lombardischen Maler zu entziehen. Die meisten wurden durch seinen Feuergeist aus der ihnen gemäßen flacheren Bahn herausgesprengt und suchten ihr Heil im Anschluß an den überragenden Meister, indem sie seine Bilderfindungen auswerteten, während andere ihre gewohnte Formensprache, die Ausdruck des milden lombardischen Naturells ist, beibehielten, auch wenn sie neben Leonardos neuer Auffassung vom Menschen altertümlich wirkten. Einen zweiten Höhepunkt der ambrosianischen Zeichnungssammlung bildet Raffaels riesiger Entwurf (Karton) zu dem «Schule von Athen» genannten Wandgemälde im Vatikan. Er vermittelt einen starken Eindruck von der magistralen

Sicherheit und Leichtigkeit in der Bewältigung großer Figurenmassen und von der Kraft der plastischen Modellierung. Auf der Luzerner Veranstaltung wird er mit vielen leonardesken Zeichnungen und auch Blättern anderer Meister gezeigt.

Am augenfälligsten unter den Beständen der Ambrosiana ist ihre Gemäldesammlung. Sie wurde von Kardinal Federico Borromeo, der mit zeitgenössischen Malern wie Jan Brueghel befreundet war, angelegt, um den auf gefährliche Bahnen geratenen bildenden Künsten durch gute Vorbilder den rechten Weg zu weisen. Ueber diese zeitgebundene lehrhafte Absicht hinaus ist sie, durch spätere Zuweisungen merklich bereichert, zu einer ansehnlichen Galerie geworden, die unter den zahlreichen bedeutenden italienischen Museen einen guten Platz einnimmt. Ihr Charakter wird wie bei den Zeichnungen durch zwei Gruppen bestimmt: die leonardesken und die nicht von Leonardo beeinflußten Meister. Dazu kommen einige bemer-

FEDERICO BAROCCI, *geb. 1526 gest. 1612. Gewandstudie. Kohle, mit weißer Kreide gehöht. Bibliothek der Ambrosiana.*

Barocci wirkte in Urbino als einflußreicher, wegen seiner innigen Empfindung und wegen des zauberhaften Schmelzes seiner Farben viel bewunderter Meister des späten Manierismus. Diese Gewandstudie gehört zum Kleid der Maria aus der Weihnachtsdarstellung der Ambrosiana, die ebenfalls in Luzern ausgestellt ist. Das Gemälde befand sich im Nachlaß des Kardinals Federico Borromeo, des Gründers der ambrosianischen Sammlungen und Zeitgenossen Baroccis. Die Zeichnung wurde mit anderen zugehörigen Studien von unserem Engadiner Landsmann Gustav Frizzoni, einem der großen Kunstgelehrten vom Anfang dieses Jahrhunderts, der Ambrosiana geschenkt. Das große Studienblatt mit seiner abstrakten Linienführung und seiner malerischen und warmen Hell-Dunkel-Wirkung hat für uns heute einen eigentümlich modernen Reiz.

MICHELANGELO MERISI, *geb. 1573 gest. 1610. Nach seinem Geburtsort* IL CARAVAGGIO *genannt. Früchtekorb, Ambrosiana.*

Als im spätern 16. Jahrhundert die eklektische Kunst der Akademien sich weit von der Natur entfernt hatte und in kunstvollem Formelkram zu ersticken drohte, gelang es einem jungen Menschen sie in einem als revolutionär empfundenen Akt zu befreien und sie wieder an ihre unversiegliche Quelle, die Natur, zurückzuführen. Caravaggio gab ihr die Fülle, die Kraft, die Wahrheit, das volle Leben wieder. Seine lapidare Tat breitete sich mit der elementaren Gewalt einer Grundwelle aus. Die Auswirkung seiner scharfen Naturbeobachtung, seine entschiedene Zuwendung zu den einfachen Menschen, seine klare Trennung der Farben und des Lichtes sind nicht nur weitherum in Italien, sondern auch in Spanien bei Velasquez und Zurbaran, in Frankreich bei den Le Nain und Dumesnil de la Tour, in den flämischen Niederlanden bei Rubens und Jordaens, in Holland bei Rembrandt mächtig und fruchtbar zu spüren. Caravaggio lebte das wilde, kurze Leben eines genialischen, leidenschaftlichen Menschen in Rom, Neapel, Malta, Sizilien. Das Stilleben der Ambrosiana, vielleicht ein Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang, strotzt von jugendlicher Kraft. Der heftig ausfahrende Kontur jauchzt voll übermütiger Lebenskraft, und die Farben sind von unverwüstlicher Frische.

kenswerte Beiträge außerlombardischer Maler. Das zierliche Profilporträt einer jungen Dame von Hofe und das geheimnisvolle Bildnis eines jungen Musikers — jenes von Ambrogio de' Predis, einem der hauptsächlichen Mitarbeiter Leonardos, dieses dem Meister nahestehend — gehören wie die herb-bizarre Weihnachtstafel von Bramantino und das zarte Tondo Botticellis zu den haftenden Galerie-Eindrücken des Italienreisenden.

Die Luzerner Ausstellung ist nicht auf die Bestände der Ambrosiana, die sie nicht ausschöpft, beschränkt. Der Domschatz von Monza, wo die langobardischen Könige gekrönt worden sind, die Museen des Castello sforzesco in Mailand, in Brescia, Pavia, mehrere Kirchen, verschiedene der bekanntesten Mailänder Privatsammlungen haben der Veranstaltung Lichter aufgesetzt, die mit am hellsten strahlen, wie etwa die großartige Madonna aus dem Hause Trivulzio von Mantegna, die Grablegung von Luini, die frühe flandrische Tapisserie oder die frühen Elfenbeine, die zu den bedeutendsten ihrer Art gehören.

Ach, wir haben gar nicht mehr gewußt, wie schön die kunstvollen Dinge sein können, die der Mensch unter Voraussetzungen zu schaffen vermag, die dem geistigen Leben günstig sind! Die Begegnung mit Werken hoher Kunst ist erregend nach so langen Jahren der Versagung. Wie die klangvollen Namen schon klingen in unserem Ohr: Ambrosiana, Leonardo, Bergognone, Caravaggio! Ein würziger Hauch von zauberhafter Ferne, von geheimnisvoller Fremde geht durch die Luzerner Museumsräume. Wie farbig und festlich weht er uns an! Ja, hier sehen wir es reich bestätigt: Italien war durch Jahrhunderte das Mutterland der bildenden Künste Europas und so ganz ihre Heimat. Kultur und Landschaft, Klima, Lebensgefühl, volle, gesunde, glückhafte Daseinsfreude, geistiger Gehalt — alles drängte zu bildhafter, plastischer Form. Schulen sehr verschiedener Art bildeten sich in den vielgestaltigen Landschaften aus. Aus der Schar der kleineren Geister erhoben sich die großen Meister, gaben deren Arbeit Sinn und krönten das Streben von Generationen. Kein anderes Land war so reich vom Genius bedacht. Immer wieder neu ging die Sonne strahlend auf. Vieles, vielleicht das meiste und das beste, das geschaffen wurde, ging zugrunde in den Wirren der Zeiten. Aber was blieb und auf uns gekommen ist, ist noch immer herrlich und schön, ein köstlicher Quell der Freude, der Erhebung, und wert, daß man es erfasse.

Bonifacio di Pitati, *genannt* il Veronese, *geb. 1487 gest. 1553. Die Heilige Familie mit Tobias und dem Engel. Ausschnitt. Ambrosiana.*
Der Maler stammt aus Verona, ist ein Schüler des Palma Vecchio; er starb in Venedig, wo er seit 1505 tätig gewesen. Wie in einer Zeit starken künstlerischen Lebens und allgemeinen geistigen Aufschwungs auch kleinere Talente von der Bewegung hochgerissen und zu ansprechenden Leistungen befähigt werden — dafür ist Bonifacio Veronese ein schönes Beispiel. Die festlich reiche Komposition lebt von dem Glanz und dem farbigen Feuer der großen venezianischen Malerei, so daß man leicht geneigt ist, offen daliegende Schwächen zu übersehen.

Alessandro Magnasco, *geb. 1667 gest. 1749. Der Krieg. Ausschnitt. Privatbesitz.*
Magnasco ist Genuese, er wirkte in Mailand, kehrte aber 1735 nach Genua zurück. Dieser Maler ist ein extremer und besonderer Fall der italienischen spätbarocken Kunst, ein Meister, der aus der Reihe springt und auf Goya und Daumier hinweist. Gar nicht findet sich bei ihm der Zug zur Schönheit, der doch sonst für die italienische Kunst bezeichnend ist. Im Gegenteil: er wühlt in oft riesigen Formaten in wüsten Mönchsorgien, in leidenschaftlichen Hell-Dunkel-Szenen, Gebilden einer wilden und ausschweifenden, ganz unkonventionellen Phantasie, hinter der ein starker künstlerischer Wille steht. Das sonst so liebenswürdige Dixhuitième wird bei Magnasco ins Makabre und Bizarre abgewandelt. *W. H.*

Aufnahmen:
Jean Grau, Otto Pfeifer, Franz Schneider, Emil Spühler

Der Mensch und das Bild

VON BERT HERZOG

Die Gesellschaft um 1820 besaß schon kein wirkliches Verhältnis mehr zur Kunst ihrer Zeit, und auch diese Kunst hatte schon aufgehört, der Ausdruck ihres Wesens zu sein. Statt der großen Empfindung gab sich der Biedermeier den Theorien hin, das romantische Schwärmen und Phantasieren erstickte im schwulstigen Pathos, in Riesenformaten und Akademiebetrieb. Die echten Romantiker waren gestorben oder fröstelten von einem kalten Ruhm umgeben in einer unbegreifbar gewordenen Welt; die schöpferischen Kräfte versiegten, die Fackeln erloschen. Was nun heraufkam, war die alte vorromantisch-rationalistische Flut, die auch die Romantik unterströmt und von Anfang an gefährdet hatte.

Während nun aber Handel und Wirtschaft, Technik und Naturwissenschaften, Politik und Verkehr sich resolut in den «Fortschritt» stürzten und eine witterungsfähige Philosophie dazu die positivistische Formel gab, schreckte der Mensch doch noch einmal zurück vor dem, was er kommen fühlte und was ganz zu sein er sich noch nicht entschließen konnte, und begann, seine Rechte nicht mehr wissen zu lassen, was seine Linke tat.

Um die Jahrhundertmitte kam zwar langsam eine neue Kunst herauf in abgesonderten, vom Volk gelösten Kreisen; aber sie war kalt, krank und für überfeinerte Nerven und versuchte mühsam und arm an Seele, die Musik des Raums ins Empirische und Naturwissenschaftliche zu übersetzen, und es erschien auch schon jener nervöse Typus von Künstler, der immer wieder an seiner Aufgabe zu scheitern drohte. Aber der schaffende Künstler der Zeit war schon zum Unbekannten geworden, dem man mit Mißtrauen und Unbehagen zusah, weil man ihn nicht mehr verstand und wohl auch nicht mehr verstehen wollte (denn instinktiv fühlte man in ihm *das* kommen, was nur der Geist, aber nicht die Seele begehrte). Da war es denn das Phänomen der Patina, das den von einem plötzlichen leidenschaftlichen Historismus ergriffenen Europäer faszinierte, und eine junge Wissenschaft gab das, was das Jahrhundert und die Kunst dieser Zeit nicht geben konnten: Schönheit, Größe, Anmut. Die Kunstgeschichte war es, die anfing, den Zeitgenossen das Bild einer vergangenen, schöneren Welt vor Augen zu zaubern, einer Welt, nach der man sich insgeheim sehnte, einer Welt ohne Hast, Gier und Geschrei. Vor dieser Kunstgeschichte versank alle Gegenwart; schon mit 1700 brach sie ab und ließ nur gelten, was, eingedunkelt von Weihrauch und Alter, in Kirchen und Museen hing. Jacob Burckhardt schaute aus nach der Größe vergangener Menschen, weil Europa nach solcher Fülle dürstete; er entdeckte die Renaissance als die Erlöserin von menschlicher Flachheit und Schöpferohnmacht und beschrieb die Tage Leonardos und Raffaels als das Zeitalter der Persönlichkeit, weil er fühlte, was fehlte, und weil er sich zutiefst der Problematik seiner eigenen Zeit bewußt geworden war.

Aber es war ein melancholisches Bemühen; denn im Grunde war auch diese alte Kunst den Menschen schon fremd geworden, und wir wissen heute, daß die Kunstgeschichte groß und wichtig geworden ist in einer Zeit des Hindämmerns in ererbten archaistischen, eklektischen Formen, als in fast allen Künsten ein langes Spielen mit toten Dingen begonnen hatte, der Klassizismus gekommen war, die Ruinenromantik, Neugotik, schließlich Neurenaissance, die Renaissancen der Renaissance, als 1817 die kluge Rahel Levin — das Versickern der schöpferischen Kräfte erkennend — sagen konnte: «Wir putzen und schnäbeln jetzt gar zu viel an unserem Kunstgefühl, wir beleuchten gar zu sehr das Bewußtsein darüber mit Kerzen aus allen Fabriken, anstatt dem Kommen und Gehen der Sonne uns ruhig hinzugeben.»

In dieser Kunstgeschichte aber wurden die Kommentare wichtig, und die Kommentare zu den Kommentaren lagerten sich langsam wie feiner Staub über die Kunst. In dem aber steckte ein Keim zum Tode. Denn das hatte schon Burckhardt deutlich empfunden, dieser merkwürdige Mann auf der Grenze: eine Kunst, die kommentiert werden mußte, konnte keine lebendige Kunst mehr sein, und einem seiner Schüler hatte er geschrieben: «Was hätten wohl die alten Griechen gesagt, wenn sich zwischen sie und die Oedipussage ein Kommentator hingepflanzt hätte? — Zu der Oedipussage lag in jedem Griechen eine Oedipusfiber, welche unmittelbar berührt und auf ihre Weise nachzuzittern verlangte.»

Burckhardt zwar suchte das Alte noch im Innersten ergriffen und von einer erwachten und echten Liebe durchglüht, und für seine Person hatte er recht, daß er sich in die Renaissance begab und in liebendem Studium den inneren Gegensatz austrug zwischen seiner Zeit und seiner Sehnsucht. Ihm konnten Raffael, Leonardo und Rubens noch das Tröstliche im Dasein sein, und in Claude Lorrain empfand er einen Hauch des Schmerzes und eine süße traurige Musik. Für ihn war das noch Gegenwart, lebendig empfundenes Jetzt und Immernoch, hereinwirkend in seinen Geist, seine Seele erfüllend; viele aber, die nach ihm kamen, waren nicht mehr von Sehnsucht und Freude getragen, sie trieben vor alter Kunst das delikate Spiel nervöser Geister, die, an der Ambivalenz der Beziehungen, Einflüsse, Nuancen ermüdet, die Werke und ihre Schöpfer selbst langsam aus den Augen verloren und sie sich auflösen sahen in ein kompliziertes Geflecht von Relationen. Der kunstschriftstellerische Jargon, ein kurioses Gemisch aus historisch-philosophischer Terminologie und echauffiertem Feuilletonstil täuschte über die Unergriffenheit hinweg, mit der man gleichgültig Gewordenes gleichgültig behandelte.

Und dann begann die Gefahr der Vertodung durch Kunsthistorie, weil die Menge der ans Licht gehobenen Kunstwerke doch kalt und stumm blieb und uns mit ihrer starren Last erstickte. Wir möchten aber aus ihnen ein frohes oder schreckliches, aus den Tiefen und in die Tiefen wirkendes Leben erwecken, eine Du-Welt oder eine Gegen-Welt, wie wir sie brauchen, als das Adäquate oder Ersehnte, immer aber als das Ergreifende. Wir möchten nicht nur ein sublimes System von Fakten sehen, sondern eine Welt von Werten entdecken, an denen sich unser Erleben entzündet. Denn Kunst als lebendig empfundene Gegenwart ist nicht nur ein «interessantes» historisches Phänomen, dessen Oszil-

lationen in Längs- und Querschnitten wir vielleicht verstehend erfassen, aber nicht liebend umfangen können.

Und so erscheint uns eben heute die Kunstgeschichte (nicht als historische Wissenschaft, sondern als pädagogische Disziplin) doch ein Mißverständnis geworden zu sein. Sie hat uns zwar hineinsehen lassen in die abgelaufenen Spiralen der Formentwicklung, sie hat für uns Tausende von schönen Dingen wieder aus dem Dunkel geholt und eine vielhundertjährige Geschichte geordnet und übersehbar gemacht — was wüßten wir ohne sie noch von Giotto und Simone Martini, wie vergessen wäre vielleicht noch Rembrandt und der Altar von Isenheim —, aber sie übersah, daß wir die Kunst und nicht in der Kunst die Gelehrsamkeit suchten, daß wir die Schönheit brauchten und nicht nur die Geschichte des Schönen, und daß das nicht das Ende sein durfte, was Rilke an der Jahrhundertwende in sein Florenzer Tagebuch schrieb: «Das ist das Entsetzliche: in anderen Ländern reisen die meisten Menschen vernünftig. Sie lassen sich oft vom Zufall leiten, entdecken schöne und überraschende Dinge, und eine Fülle von Freuden fällt ihnen reich und reif in den Schoß. In Italien aber laufen sie blind an tausend leisen Schönheiten vorbei zu jenen offiziellen Sehenswürdigkeiten hin, die sie doch meistens nur enttäuschen, weil sie, statt irgendein Verhältnis zu den Dingen zu gewinnen, nur den Abstand merken zwischen ihrer verdrießlichen Hast und dem feierlich-pedantischen Urteil des Kunstgeschichtsprofessors.»

Es war wohl zur Gewohnheit gebildeter Leute geworden, «kunsthistorisch» zu reisen, wie man früher «geographisch» oder «naturhistorisch» gereist war, aber wer die Briefe und Memoiren der vergangenen fünfzig Jahre durchblättert hat und zwischen den Worten zu fühlen und zu schmecken versteht, der weiß: es war darin keine Freude mehr, es war eine noble Konvention geworden, ein Gesellschaftsspiel ohne wahren Genuß, ohne Intimität und Kultur. An den Sonntagen stürmte eine lärmende Menge durch die Gänge und Säle der Museen, aber hilflos und innerlich kalt, entsetzlich müde werdend vor dem, was sie erheben sollte, an was sie sich freuen sollte. Wie belächelte man den kleinen Mann, der sich an Spitzweg ergötzte, weil doch Spitzweg ... wer etwas von Kunst verstand, durfte vor Spitzweg nicht stehenbleiben! Wie zeigte man Entzücken vor Carlo Crivelli oder Gentile da Fabriano und hängte zu Hause in seine Stube eine «Kunst von Philistern für Philister».

Die Baedeker hypertrophierten kunsthistorisch, aber jener esprit de finesse, der verboten hätte, aus Museen Roheiten zu machen, wurde klein und schwach. Denn in diesen Museen wurden die Kunstwerke heimatlos, «und es ergeht einem dort wie einer Schar von Uniformierten gegenüber. Man sieht nicht mehr den Blonden, den Traurigen, den Sinnenden, den leise Klugen, man sagt: zwanzig Waisenknaben.» Und man denkt an das, was einmal Burckhardt aus Rom geschrieben hat in einem Brief an Alioth: «Und doch war es rührend heute im großen Saal des Museo capitolino, wo die Zentauren stehen; es war Öffnungstag, und auch armes Volk von Rom lief herum; eine gute alte Frau mit einem Kinde fragte mich ganz erschrocken, wo solche Kreaturen vorkämen, und ich mußte sie beruhigen, daß dies nur immaginazioni de'scultori seien, ‚perchè', fügte ich weise hinzu, ‚sarebbe di troppo l'intelligenza dell'uomo insieme colla forza del cavallo'. Aber ist es nicht eine herrliche Sache, für ein Volk zu meißeln, das auch das Kühnste für wirklich hält? während ja im Norden jedes Kind a priori weiß, daß die Kunst nur Spaß sei.»

Wie es sein sollte, hat er uns einmal in einem Brief aus Bologna angedeutet: «Die Italiener sind ganz wie vor Zeiten: gestern nachts im großen Tagestheater unter freiem Himmel wurde ‚Norma' vor tausend Menschen gegeben ... Es waren Sänger dritten Ranges, aber immer noch ganz respektabel, und nun hätten Sie dies Publikum von kleinen Handwerkern, Geschäftsleuten, Wackesen sehen sollen, wieviel besser es sich benahm, als so oft das Publikum der vornehmen und teuren Theater tut, wo man schwatzt, mit dem Stock den Takt angibt, beliebte Stellen nachsingt; hier war lautlose Stille, mit Ausnahme der Applausstellen; dies geringe Publikum wollte seine alte herrliche Lieblingsoper auch wirklich hören.» Und wie es sein sollte, hat uns auch einmal Rilke gesagt: «Lange hab' ich die Kunstwerke besucht. Stundenlang hab' ich vor irgendeinem Bild gesessen und meine Meinung darüber gefaßt und sie später durch Burckhardts schönes Urteil gesiebt. Und siehe: meine Meinung war wie viele Meinungen. Darauf vergaß ich einmal vor dem ‚Magnifikat' des Botticelli mein Urteil und das der anderen auch. Da geschah's. Ich sah in einen Kampf und empfand einen Sieg. Und meine Freude war wie keine Freude sonst. Da war der Bann gebrochen: es war, als wäre ich eben erst würdig geworden, in einen Kreis von Männern einzutreten, von denen ich bislang aus zehntem Munde hatte erzählen hören. Wie anders waren sie als das Gerücht! — Ein Italien-Handbuch aber, welches zum Genuß anleiten wollte, dürfte ein einziges Wort und einen einzigen Rat enthalten: Schau! Wer eine bestimmte Kultur in sich hat, muß mit dieser Anleitung auskommen. Er wird dann zwar nicht eine Reihe von Kenntnissen erwerben und kaum erraten, ob dieses Werk aus der Spätzeit eines Künstlers stammt, oder ob in jenem die ‚breite Manier seines Meisters' sich geltend macht. Aber er wird eine Fülle von Willen und Macht erkennen, die aus Sehnsucht und Bangen kam, und wird durch diese Offenbarung besser, größer und dankbarer werden.»

Was wir brauchen, um auch die fremd gewordene Welt der alten Kunst wieder für uns lebendig zu machen (nicht *alle* alte Kunst, nicht die Summe von Jahrhunderten und Jahrtausenden, nur dieses und jenes Werk), das ist jener pascalsche esprit de finesse, den noch ein Burckhardt besaß und ein Rilke, jener Sinn für die Ganzheit, der über die logische Erkenntnis von Gesetzen und rationalen Formen hinausreicht, der in einem Kunstwerk kein Begriffsgefüge sieht, sondern eine lebensvolle Einheit, einen esprit, der auch vom Schauer berührt wird und der mit Umsicht und Liebe den Gegenstand im Licht seines Blickes birgt und umschließt, der auch die leiseste, nur keimhafte Bewegung erspäht, jenes *Wachsein und Zartsein zugleich*, das man im «Konzert» des Giorgione gefunden hat, dieser höchsten Verherrlichung eines schweigsamen Gesprächs dreier Menschen, denn «durch die *eine* Dämmerung ist das Zusammengehören und In-geistigem-Verkehr-Sein der drei Menschen auf das zarteste dadurch angemerkt, daß sie alle *einem* verhallenden Klang nachgehen ... So mühelos der Spieler, daß er, schon am Ziel, sich nach dem zurückgebliebenen Freunde umsieht, und sinnender Anstrengung voll der dritte. Aber man fühlt (und dieses ist die heimlich verheißene Steigerung), sie sind ebenbürtig und finden alle wieder irgendwo zusammen in einer letzten, jeden erlösenden Glückseligkeit» (Rilke).

Und das wäre (mit Rilkes Worten) noch zu sagen, wenn es um alte Kunst geht, um diese fremde und im letzten doch heimatliche Welt: «Reich werden wir nicht dadurch, daß etwas in unseren Händen wohnt und darin welkt, sondern es soll alles durch ihren Griff hindurchströmen, wie durch das festliche Tor des Einzugs und der Heimkehr ... In unserem Schauen aber liegt unser wahrstes Erwerben.»

Die frühitalienische Dichtung und das Heilige Reich

UEBERTRAGUNGEN VON BRUNO GOETZ

Die Idee eines in sich geeinten, versöhnten, von großen gemeinsamen Gedanken und Aufgaben überwölbten Europa, in welchem sich die bislang zerstörerischen nationalen und sozialen Gegensätze zu fruchtbaren polaren Spannungen sublimieren könnten, gilt uns heute als die einzige Rettung vor einem endgültigen Zerfall unseres Kontinents. Wer an die mögliche Verwirklichung dieser Idee zu glauben wagt — denn ein solcher Glaube ist, inmitten der heutigen Wirklichkeit, ein tapferes Wagnis des Herzens —, gedenkt dabei unwillkürlich des mittelalterlichen Sacrum Imperium, in dessen Zeichen Europa schon einmal, vor Jahrhunderten, geeint gewesen ist.

Gewiß — das Sacrum Imperium ist schon lange untergegangen. Und es wäre eine unfruchtbare, gefährliche Pseudoromantik, es in seiner damaligen Gestalt wieder ins Leben beschwören zu wollen. Denn alle lebendige Gestalt, und so auch alle staatliche Lebensgestaltung, ist in ihrer jeweiligen zeitgebundenen Ausformung etwas Einmaliges, Unwiederholbares und Unwiederbringliches, das so, wie es gewesen, nie wiederkehrt und nie wiederkehren kann. Doch es lebt, wenn es sich einmal groß entfaltet und erfüllt hatte, auch nach seinem Untergang als heiliges Bild im Gedächtnis der Menschheit fort und legt Zeugnis davon ab, was der Genius eines Volkes oder einer Völkergruppe in einer bestimmten Weltstunde zu schaffen fähig gewesen war.

Solch ein Bild kann in scheinbar hoffnungslosen Zeiten zuweilen die Keimzelle einer neuen, der äußeren Form nach völlig andersgearteten Lebensgestaltung werden, wenn die rechte, geheimnisvoll vorbestimmte Stunde geschlagen hat. Dann erfährt das Einst und Ehemals im Ringe des zyklischen Weltgeschehens eine Wiedergeburt in einer tief verwandelten, der jeweiligen Gegenwart entsprechenden Gestalt. Ja, es gibt nichts Großes und Bedeutsames in der Welt, das sein Dasein nicht einer solchen Wiedergeburt verdankte. Wenn man fragt, was denn die frühitalienische Dichtung in diesem Zusammenhange zu besagen habe, so lautet die Antwort, daß sie eine besonders reine und klare Widerspiegelung der innersten Seele des Heiligen Reiches, des Sacrum Imperium, ist.

Worin bestand nun das Wesen des mittelalterlichen Heiligen Reiches? Als der irdische Leib der gesamteuropäischen Christenheit gründete es sich auf den Glauben an das göttlich durchleuchtete ewige Menschentum, auf den Glauben an die Gottessohnschaft des im Christus fleischgewordenen ewigen Menschen. Wenn die Stifter und Träger des Heiligen Reiches dieser Idee paradoxerweise in der zeitlichen und räumlichen Menschengemeinschaft eine irdische Heimstatt zu bereiten trachteten, so knüpften sie das Zeiträumliche unmittelbar an das Ewige an. Und sie stützten sich bei diesem gewaltigen und unerhörten Unterfangen nicht nur auf das transzendente Christentum, sondern auch auf das große antike Erbe, soweit es sich geistig in der platonischen Philosophie und Staatslehre und irdisch im Jahrhunderte währenden Frieden des alten heidnischen Römerreiches, in der «Pax Romana», kundgetan hatte.

Mit anderen Worten: das Sacrum Imperium suchte eine irdische Ordnung der christlichen Menschen- und Völkergemeinschaft aufzurichten, zu erhalten und zu mehren, die als solche eine Widerspiegelung sowohl der kosmischen Ordnung der Sternenwelt, wie der hierarchischen Ordnung der Ideenwelt, wie der göttlich-immanenten Ordnung der kreatürlichen Welt darstellen sollte. Das Sacrum Imperium war, trotz allen gegenteiligen Anscheins, kein statisches Reich, das einzig in der Sphäre des Geistes und der Ideen verwurzelt war, sondern ein alle schöpferischen Dämonien und Spannungen des göttlichen Allebens in sich bergendes Reich *und* Ueberreich zugleich, wirklich *und* überwirklich, geistig *und* leibhaft, irdisch *und* kosmisch.

Wir wüßten nur wenig oder nichts von der lebendigen Seele der Träger des Reiches, wenn es nicht die frühitalienische Dichtung gäbe, aus der gleichsam die persönliche unverwechselbare Stimme dieser Träger über die Abgründe der Jahrhunderte hinweg zu uns herübertönte.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei gleich hier darauf hingewiesen, daß die frühitalienische Lyrik in keiner Weise das gewesen ist, was man heute politische, didaktische oder Gedankenlyrik nennen würde. Auch sie ist, bis auf wenige Ausnahmen, Minnesang oder religiöse Hymnik gewesen. Wenn wir, ungeachtet dessen, die Behauptung aufstellen, daß sie auf eine ganz besonders reine und unnachahmliche Weise die innerste Seele des Sacrum Imperium offenbare, so beruht das vor allem darauf, daß die mittelalterliche Minne, soweit sie in den Liedern der frühen italienischen Dichter ihren Ausdruck gefunden hat, etwas unendlich Weiteres und Vieldeutigeres war, als das, was wir Heutigen mit dem fast nur noch auf die eng begrenzte private Sphäre des Daseins bezogenen Worte «Liebe» bezeichnen. Die persönliche Liebe eines bestimmten Mannes zu einer bestimmten Frau war für jene Dichter nur der sinnbildliche Sonderfall der die ganze Schöpfung aus sich erzeugenden und gebärenden, zusammenhaltenden und durchströmenden göttlichen Alliebe. Ja, der ganze Kosmos, das Ineinanderspiel und Miteinanderspiel des funkelnden Sternenreigens in den sieben Kristallhimmeln, war ein Ausdruck jener Minne, von der es bei *Dante* heißt, daß sie die Sonne und die Sterne rollen lasse. In der Geliebten liebte der Liebende nicht nur sie selbst, er liebte gleichsam durch sie hindurch alle Natur und Kreatur, er liebte durch sie hindurch den ewigen Menschen, er liebte in ihr die Gottheit — zum Zeichen dessen er die Geliebte seine Herrin nannte — nicht weil er sich ihr als Person unterwarf.

Dieses allumfassende Wesen der Minne — was ist es anderes als die Seele des allumfassenden Heiligen Reiches? Wir müssen uns tief in sie hineinfühlen, wenn wir durch sie den Herzschlag des Reiches verstehen wollen. Und noch ein Weiteres verbindet die frühitalienische Dichtung mit der Idee des Reiches: sie ist ebenso bunt und vielstimmig, wie das Reich vielgliedrig und vielschichtig

ist. Wir vernehmen die Stimmen von Kaisern und Königen, von Kriegern und Heiligen, von fahrenden Leuten und Staatsmännern, von abseitigen Mystikern und frechen Zynikern: sie alle gehören mit zur großen Einheit, ihnen allen ist der ihnen zukommende Platz im Gefüge dieser die Ober-, Mittel- und Unterwelt miteinander verbindenden lebendigen Ordnung gegönnt.

Das bahnbrechende Beispiel Friedrichs des Zweiten und seines Hofes bewirkte, daß die Dichtung allenthalben auf italienischem Boden mit einer erstaunlichen Kraft und Fülle emporsproß. Im dreizehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert vor Dante, sind nicht nur fast alle Formen der italienischen Lyrik — die Canzone, das Sonett, die Stanze, die Terzine usw. — erfunden worden, es wurden auch alle ihre späteren Themen mit erster Frische und Ursprünglichkeit angeschlagen. Der Einfluß der noch früheren provenzalischen Troubadours ist zwar offenkundig — doch welch ein tiefer Wesensunterschied besteht zwischen der zierlichen Verspieltheit, der luftigen Grazie, dem zugespitzten Esprit und der zauberisch geistreich abgewandelten Konvention der Troubadours, der fast bestürzenden Unmittelbarkeit und der, bei aller strengen Anmut der Form, vor keiner Tiefe und keinem Grauen zurückschreckenden Wahrhaftigkeit der frühen italienischen Dichter! Die italienische Dichtung behielt, solange sie blühte, die imperiale Prägung ihres Ursprungs: sie war *europäische Dichtung in italienischer Sprache.*

Wir sind hier in einer anderen, bewußteren, zugleich wirklichkeitsnäheren und geistigeren Welt als derjenigen der deutschen Minnesinger oder französischen Troubadoure. Deutlich wird uns das an den Dichtungen König *Enzios*, des bedeutendsten Sohnes des Kaisers, der als Dichter ungleich gewichtiger als sein Vater war. Wir zitieren eines der großartigsten Gedichte des Mittelalters, von König *Enzio* verfaßt, eines der ersten Sonette, die es gibt. Es ist kein Minnelied, sondern eine tiefe Selbstbesinnung, in der sich eine wahrhaft königliche, schon fast altchinesisch anmutende Haltung oberhalb aller nur möglichen Gegensätze kundtut:

Bald ist es Zeit, zu sinken, bald zu steigen,
bald sich zurückzuziehn, bald anzugreifen,
bald weich zu werden, bald sich zu versteifen,
bald sich zu offenbaren, bald zu schweigen,

bald künftger Dinge kundig sich zu zeigen,
bald sich zu freun am Spiel mit runden Reifen,
bald sich zu binden und bald frei zu schweifen,
bald kühn zu trotzen, bald sich fromm zu neigen.

Nur der ist allen andern überlegen,
der in den krausen Schicksalslauf der Welt
sich weise fügt, den Sinn der Zeit zu suchen,

und der, bedroht auf allen seinen Wegen,
sich klüglich so zu allem Volke stellt,
daß niemand es vermag, ihm nachzufluchen.

•

Von derselben Unbedingtheit und Größe der Haltung, wie sie sich in den Gedichten der Hohenstaufen offenbart, zeugen die Gedichte des heiligen *Franz von Assisi*. Der Herrscher und der Heilige sind die beiden äußersten Gegenpole des Heiligen Reiches. Beider Dichtungen werden von der ursprünglichen Kraft der allumfassenden Liebe getragen, nur daß sie bei beiden eine andere Wegrichtung nimmt und einen anderen Kreis umschreibt. Gleich dagegen ist die Stärke und Innigkeit des Fühlens, gleich die Hoheit der Gesinnung, gleich der Mut zur heroischen Selbsthingabe, gleich die Helle und Weite des Bewußtseins.

Und nun folgt eines der schönsten Liebesgedichte nicht nur jener Zeit, sondern aller Zeiten, in welchem sich, wie kaum in einem andern, das *ganze* Wesen der Minne ausdrückt. Es stammt aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und ist von *Jacopo da Lentino* gedichtet worden:

Wie konntet Ihr so großen Einzug halten
in meine Augen, die so eng und klein?
Wie bracht Ihr, hohe Frau, ins Herz mir ein,
daß ich Euch bergen muß in seinen Falten?

Nicht ist zu sehen, wo Ihr mich gespalten,
um heimlich einzufahren in mein Sein.
Nun, da ich in mir selbst nicht mehr allein,
mögt Ihr in Aug und Herz als Herrin walten.

Gleich wie der Glanz des Lichts von außen mild
ins Auge einfällt und es nicht zerreißt,
so ist durchs Auge mir ins Herz gezogen

nicht Euer Leib, doch Euer strahlend Bild:
durch Liebe immer neu mich wandelnd, gleißt
es sternengleich am innern Himmelsbogen.

Das andre, das dämonisch-vernichtende und schreckliche Gesicht der Liebe, blickt uns aus einem zweiten Sonett desselben Dichters an:

Der Basilisk versengt mit Feuerblicken
jedweden, der sich ihm zum Kampfe stellt;
es fühlt, wen eine Schlange überfällt,
sein Blut von ihrem Gifte sich verdicken;

der Drache preßt den Helden zum Ersticken,
den er umringelt, wut- und zorngeschwellt —:
so quält die Liebe uns auf dieser Welt,
an unsrer Todespein sich zu erquicken.

Das ist der Liebe innerste Natur,
daß sie mit *einem* Blick den Mut vernichtet
und unser trunknes Blut durch Schmerzen zähmt.

Wer ihres Zornes wilde Macht erfuhr,
in dem hat ihre Herrschaft sie errichtet:
ihr Bann hat ihn gefesselt und gelähmt.

So stark war die Seele des Reiches, daß es Spannungen und Ausbrüche ohne Erschütterung ertrug. Ja, es ertrug selbst völlig nihilistische Geister, wie den Zyniker *Cecco Angiolieri*, dessen nachfolgendes Sonett zu den frechsten Dichtungen der Weltliteratur gehört. Auch dieser Farbfleck darf im Bilde jener Zeit nicht fehlen:

Wär Feuer ich, würd ich die Welt verbrennen;
wär Wind ich, peitscht ich sie im Flug mit Ruten;
wär Wasser ich, ersäuft ich sie in Fluten;
wär Gott ich, ließ ich sie zum Teufel rennen.

Wär Papst ich, könnt man mich noch gnädig nennen:
die Christen müßten goldne Taler bluten.
Wär Kaiser ich — was würdet Ihr vermuten?
ich köpfte all mein Volk trotz Flehn und Flennen.

Wär ich der Tod, ich ging zu meinem Vater;
wär ich das Leben, flöh ich seine Nähe;
desgleichen täte ich mit meiner Mutter.

Doch da ich Cecco spiel im Welttheater,
raub ich die schönsten Fraun, die ich erspähe —
für andre laß ich nur den Rest zum Futter.

Und nun horche man hin, wie ein heller lustiger, anmutiger Geist, allem Anschein nach ein fahrender Scholar, *Bartolomeo di sant'Angelo*, die Untiefen und Abgründe des Schicksals schalkhaft überspielt:

Durch meine Armut bin ich also reich,
daß ich Paris, Florenz und Rom und viele
berühmte Städte kaufen kann zum Spiele —
das weite Meer dünkt mich ein kleiner Teich.

Das Glück macht mich nicht hart, die Not nicht weich:
ich brauche nichts zu tun, das Euch gefiele;
da ich aus Luftschaum Wucherzins erziele,
ist zwischen Nichts und Nihil alles gleich.

Was mir an Bargeld und Genüssen eigen,
läßt um beliebge Ziffern sich vermehren,
und auch an Freunden hab ich Ueberfluß.

Ich kann mich freigebig wie Fürsten zeigen —
und nur die Räuber dürfen sich beschweren,
da ich sie immerfort enttäuschen muß.

Alle diese Gegensätzlichkeiten sind im Heiligen Reiche möglich gewesen, ohne es zu gefährden. Im Gegenteil: gerade durch die Schatten werden die Farben seines Bildes noch leuchtender, treten die Formen seines Aufbaus noch deutlicher zutage. Man lausche, die grellen Dissonanzen in den Versen Cecco Angiolieris noch im Ohr, auf den herrlichen jugendlichen Ueberschwang bei *Bonaggiunto Urbiciani da Lucca* — und man wird spüren, wie in der Gesamtdichtung des dreizehnten Jahrhunderts die innere Bindung durch die überwölbenden Ideen und durch die seelische Macht der allumfassenden Minne unendlich viel stärker war, als die entgegengesetzten, mittelpunktflüchtigen und auflösenden Tendenzen:

Durch Blühen nur kann sich die Welt erhalten;
es reifen keine Früchte, wenn die frühen
üppigen Blüten freudig nicht erglühen:
nie kann sich Liebe ohne Blühn entfalten.

Als Diener will ich allen Blühens walten
und mich aus allen Kräften trunken mühen;
mein höchster Wert erfüllt sich im Erblühen;
gäb es kein Blühn, ich würde jäh erkalten.

Ich steh in voller Blüte und versprieße
mein junges Blut ins Blühen heiß und rot:
mein Leben geb ich hin dem Blust zum Ruhme,

daß ich mich ganz verströme und vergieße!
Trög mich die Blüte, blüht ich mich zu Tod —
für Euch, Madonna, hohe Feuerblume!

Ein halbes Jahrhundert später hat diese ganze wundersame Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts in *Dante* und *Petrarca* ihre Krönung gefunden. So sei denn ein Sonett von *Petrarca* als Insiegel über die ganze Epoche gesetzt. Petrarca schrieb es, noch überschattet von der Trauer um die langverstorbene Geliebte, anläßlich des Todes seines Freundes *Sennuccio*. In den Strophen dieses Sonettes strahlt nicht nur der vielhimmlige kristallinische Kosmos des Mittelalters auf, sie sind auch erfüllt vom Glauben an die Geistergemeinschaft der lebenden und toten Dichter über die Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg — eine Gemeinschaft, die im Zeichen der ewigen Liebe steht und von der ewigen Geliebten geweiht erscheint:

Sennuccio, wenn auch Du mich nun allein
im Elend ließest — Eins kann Trost mir spenden:
ich fühle Deiner Seele Knechtschaft enden,
erlöst steigst Du empor zu höhrem Sein.

Nun ist von Pol zu Pol der Ausblick Dein,
Du siehst der Sterne Bahn in lichten Bränden,
erblickst, was Menschenaugen niemals fänden:
so kehrt in Lust Dein Schauen meine Pein.

Doch bitt ich Dich: im Dritten Himmelreiche
grüß Dante mir, Herrn Cino und Guittone
und Franceschino und die andre Schar.

Der Herrin melde, daß ich weinend bleiche
und wie ein scheues Wild auf Erden wohne,
gedenkend, wie sie schön und heilig war.

OEPPI *in* ROM

VON ARNOLD KÜBLER

Der Titel sagt es den Lesern von Arnold Küblers Oeppi-Roman: eine Fortsetzung, ein zweiter Band ist unterwegs. Es ist die Geschichte vom verheißungsvoll einsetzenden, dann fragwürdiger werdenden und schließlich aufgegebenen Hochschulstudium Oeppis, des «Oeppi, der Student» (wie der Roman des nach seiner Bestimmung suchenden jungen Menschen heißen wird). Oeppis vielverschlungener Weg führt durch fürstliche, in ihrer ganzen Beziehungsfülle und ihren Menschen vor uns ausgebreitete Provinzen des Geistes: durch die großartige Wissenschaft derer, die wie der alte Tal aus der geologischen Gestalt der Berge die Geschichte der Erde ablesen, und durch die befreiende, fraglose Schönheit Italiens — bis das Schicksal dem Unschlüssigen, Selbstquälerischen, im eigenen inneren Reichtum Befangenen die Lösung zeigt: das künstlerische Schaffen.

Wir schlagen einige Seiten im mittleren Teil des Buches (es wird auf Weihnachten im Morgarten-Verlag erscheinen) vor unsern Lesern auf. Sie zeigen Oeppi zusammen mit seinem Freund Schaum, unersättlich hingegeben an die Größe und Schönheit und alles Absonderliche der römischen Welt. Einmal mehr wird hier Italien von der deutschen Schweiz her erschlossen, und wiederum von einem Dichter, der ähnlich wie einer unserer großen Wegbereiter des Italien-Erlebnisses, Jacob Burckhardt, «zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt» ist. *Bs.*

Possum und posso

Oeppi und Schaum bezogen Unterkunft in einem Fremdenhaus mit heimatlichem Namen, so wie Schaum die Sache vorbereitet hatte. Sie wurden mit Herzlichkeit an der Türe begrüßt, wie die rundliche, kleine Italienerin eben schon viele Landsleute begrüßt hatte, die in Rom gehobene Ferientage zubringen wollten. All das widerstrebte Oeppi aufs höchste, denn das Angenehme der Fürsorge und Vertraulichkeit war hinderlich der ungestümen Verwandlung des eigenen Selbst, zu welcher die ganze Umgebung aufrief. Die zwei machten rasch sich auf Zimmersuche, wie nun einmal die Studenten Zimmer suchen, wenn das Semester beginnen will. Sie schwenkten von einer durchsuchten Straße in eine nächste ein, schauten an fremden Fronten hoch und schauten höher hinauf, als man's in Cheudra tun konnte.

«Camera d'affitare» lautete der Ausdruck auf den gesuchten Schildern. «Zimmer zu vermieten.» Römische Frauen öffneten ihre Wohnungen, hörten die fremden, stockend redenden Jünglinge an, wiesen ihre Räume vor, die bald zu groß, bald zu klein, bald zu teuer oder zu unordentlich schienen, so daß vielmals wiederholt die beiden ihre entschuldigenden Mienen aufsetzten und ihr «Grazie» vorbrachten.

«Niente» sagten dann die Frauen oder «per niente». Bitte, es ist nichts. Nichts zu danken. Niente! Wie das klang! Niente in so viel Tonarten. Man hätte in einem fort Treppen steigen können, nur um dieses Niente zu hören. Unwiederholbar schön tönte es manchenorts in den Ohren.

Schließlich entschlossen sie sich zu einem großen, ordentlichen, gemeinsamen Zimmer im obersten Stock eines gewaltigen Wohngebäudes mit Balkonen und mit zwei Seitenflügeln, die einen Hof umschlossen. Mitten in der neueren Stadt, mitten zwischen den mächtigsten Häusern. Der Hof war das Kernstück des großen Ganzen, er öffnete sich breit nach einer lebhaften Verkehrsstraße, war mit Marmorfliesen belegt und von einem weiten Glasgewölbe wie ein Bahnhof überdacht. Vier Treppenhäuser mündeten in ihn wie vier Bäche in einen Teich ein. Die Eingänge diese Treppenhäuser waren mit Buchstaben bezeichnet, und die Wohnungstüren längs der gewundenen, hochsteigenden Marmortreppen trugen Nummern. Ein Torhüter mit abgetragener Dienstmütze saß vor den Eingängen im Marmorhof herum.

Ein junger Mann führte auf seinem Kärrelein vom Bahnhof aus die zwei Koffer vors Haus, trug sie hinauf und trocknete den Schweiß von der Stirn.

«C'è aria qui sopra.» Luftig sei's da oben, sagte er und forderte für den Dienst eine Summe, welche jedes gewohnte Maß überstieg.

Feilschen war das Rezept für solche Fälle. Markten! Dies zu tun, hatten erfahrene Reisende den beiden als Ratschlag mitgegeben, ja, es war sogar in Schaums rotem Buch als Hilfsmittel empfohlen. Schaum setzte an, um den Preis zu erschüttern, da stand auch schon der bemützte Torwächter von seinem Stühlchen auf, kam herzu und scheuchte die Gruppe mitsamt dem Kärrelein aus der gedeckten Halle und vom Marmorboden fort. Am Rand der belebten Straße ließen die drei, wie ein Knäuel streitender Spatzen, sich wieder nieder. Der junge Träger lehnte Schaums Ansuchen ab. Der ließ sich nicht irremachen. Er wiederholte den Versuch mit andern Begründungen. Sehr schwer seien die Koffer gewesen, sagte drauf der Träger und lehnte abermals ab.

Schwer? Nun dachte Oeppi seines auch anzubringen. Schwer? War er nicht Mitglied des Turnvereins Wasenwachs? Sollte er am Ende seine Arme zeigen? Hatte er nicht Lasten Hafers daheim in den Estrich hinaufgetragen. Dies aus Lust! Wie sollte er sich nur ausdrücken? Hafer! L'avoine sagten die Franzosen. Aha: avena hieß die Sache im Botanischen, im Lateinischen, vielleicht auch im Römischen. «Avena», sagte Oeppi und machte einen Buckel — io — forte — cento chili! Das mit den Koffern sei keine besondere Leistung, wollte Oeppi dartun. Der junge Mann sah gelangweilt aus, lehnte an seinen Karren, schlug die Augen zum Himmel empor oder antwortete mit einem mitleidigen Blick auf Oeppis Mitteilungen. Nun griff Schaum wieder ein. Er tat ein klares, herabgesetztes Angebot.

«Otto lire.»

«Non posso, non posso», entgegnete der junge Träger. Er hob die Hände, legte vor der Brust sie flach gegeneinander, hob sie, die zusammengefügten Finger aufwärtsgewendet, gegen Oeppi und Schaum. Wie? Hatte man Aehnliches nicht eben in den Bilderpalästen gesehen, lagen nicht dort die Hände der betenden Gottesmutter so aneinander, wie der braune, der kleine untersetzte Bursche die seinigen darhielt. Welche Pein mußte man ihm bereiten, daß ein so verzweifelter Laut sich seinem Hals entrang: Non posso!

Possum, potes, potest! So hatte Oeppi einst bei Doktor Possum, dem Begeisterten, zum erstenmal vorsichtig lateinisch geredet. Ich kann, du kannst, er kann. Non posso, ich kann nicht. Da war es wieder, das gleiche Wort, leicht nur verändert und der Karrenschieber sprach es aus, ein Lateiner, ein Römer, der das war, was er redete, der's in sich hatte, was die beiden mühselig hatten lernen müssen. Und erst die zwei o! Was das für Klänge waren! In tausend Lateinstunden war an der Wittudaderdurer Schule nichts ähnlich Schönes zustande gekommen. Non posso. Da gab's nichts Besseres zu tun, als hinzuhören, in ungeteilte Bewunderung zu verfallen, ja, damit tat man das Richtige und man tat ganz das Unrichtige, wenn man so einem Karrenmann das Leben sauer machte. Wie kläglich, das Seine ihm vorenthalten zu wollen. Oeppi ließ den tapfer fechtenden Schaum im Stich: geben wir's ihm. Der verlassene Schaum zahlte seine Hälfte, Oeppi die seinige gar mit einem Stolz auf die begangene Abtrünnigkeit.

In den Wirtschaften erlebten sie die deutliche Berührung mit der neuen Sprache. Das Wort, das man im Munde führte, kam als Ding hernach dort hinein. Die Höflichkeit war groß. Der Genuß, so respektvoll behandelt zu werden, wie's daheim gar nicht vorkam, war auch groß.

Pane e coperto. Un quarto di vino rosso. Abbiamo il pesce fresco. Frische Fische! Vuole l'abbachio arrosto? Lammbraten! Ob man wolle? Ein Stück aus der dampfenden Bratschüssel, die der Wirt eben aus dem nahen Bäckereiofen über die Straße herüberbrachte. Ein wenig war's die frühe Lage wieder, da er im Handroß die italienischen Erdarbeiter bewirtet, nach Wörtern hörend gefischt hatte, aber nun rannte er nicht für andere, man rannte für ihn, und die Worte kamen wie Sturzbäche von allen Seiten. Gelegentlich klang's lateinisch, aus dem Schulgedächtnis kam verstehender Beistand und die jahrelange Langeweile jenes Unterrichts erhielt eine späte Rechtfertigung. Dürre Gedanken verhalfen zu Brot, Früchten und Wein. Was für ein herrliches Land, das einem gestattete, von einem alten Schulfach solch einen Gebrauch zu machen.

Eine kleine Lautverschiebung machte aus dem vinum der Schulbücher den vino, den Wein des Mittagstisches.

Unus, duo, tres, quatuor, hatten in den Schulbänken sie gezählt, aber ein quarto war ein Viertel rosso oder bianco, rot oder weiß von den Castelli romani. Tre quarti waren drei Viertel, aber «alle due» bedeutete die zweite Stunde des Nachmittags, da in Cheudra die Arbeit wieder aufgenommen wurde. Das letzte unterblieb gänzlich. Es war fesselnd, zu erleben, wie das eine oder andere Wort der Speisekarte den zugehörigen lateinischen Ahn aus der Tiefe des Gedächtnisses heraufzog, wie der Angler einen längstversunkenen Schuh vom Grunde des Wassers holt. Welch ein Repetitorium! Aus der Erinnerung an frühe Anstrengung, an Schulfleiß und Not ward Würze für die Stunde. Man konnte ein platter Esser und Trinker gar nicht bleiben, wie man zu Hause einer gewesen, jedes Stück Brot, das man aß und jeder Schluck Wein, den man tat, waren höheren Sinns voll. Sein Essen zu bestellen, ward eine gehobene Handlung.

Der Petersdom

Die Kirche der Kirchen! Samt dem Palasthaufen des Statthalters Gottes auf Erden. Die alten Kaiserpaläste lagen in Trümmern, die römischen Tempel, die den Göttern gedient, waren Ruinen, hier stand das größte Haus zu Ehren des einen Gottes, den Christus verkündigte. Die Welt hing ihm an, wie sie sagte. Sie war christlich. Sie hatte diese Gebäude aufeinandergetürmt, indem sie auf ihn sich berief, um Platz zu haben für die Ausleger und Wahrer seiner Lehre. Weltberühmte Gebäude zur Wahrung der Lehre vom Himmelsreich, das inwendig im Menschen sei. Oeppi hätte an dem Ort auch an das Wasenwachser Kirchlein denken können, wie es sich armselig neben dem Aufgetürmten ausnehmen würde, und daran, daß es eine gewisse Gegnerschaft gegen die Paläste vor seinen Augen und deren Herren Gedanken verkörperte, aber der Platz war kein Ort zum Denken. Oeppi hielt es mit dem Schauen. Schauen hob allen Widerstreit der Gedanken auf. Schauen versetzte an dem Ort in Entzücken.

Wie weit weg doch der Dom stand. Der ganze Platz diente ihm. Er führte von allen Seiten auf den Dom zu, er verlor sich nicht, nach keiner Richtung, ins Weite, stieß nirgends an Häuser: in weitem Bogen umstanden ihn an den beiden Längsseiten zwei vierfache Säulenreihen. Sie begannen bei Oeppi, griffen seitwärts weitaus, strebten zum Dome, wie zwei riesige Arme, die auf etwas Köstliches zielen. Das Köstliche war der Steinaufbau der Eingangsfront. In der Mitte des Platzes stand eine jener Granitnadeln aus Aegypten, die beim Hinzutreten dick wie tausendjährige Eichen waren. Menschlein querten den Platz, man sah ihnen nach wie Schiffchen, die auf weiter Seefläche sich in der Ferne verlieren. Ameisen krochen über die Steinstufen des Doms, das waren auch Menschen.

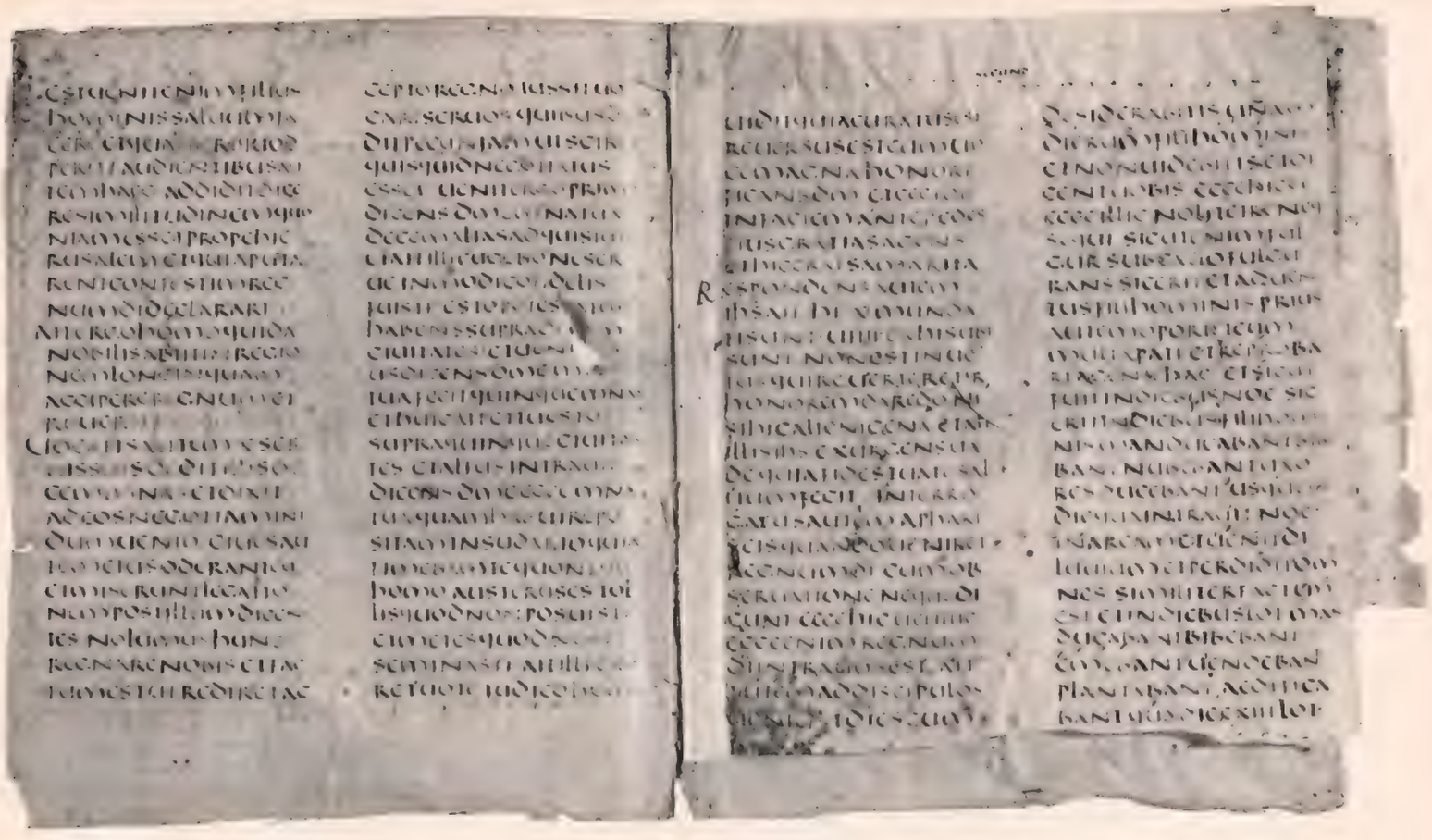
Oeppi überquerte den Platz. Er betrat des Domes Inneres. Ganze Weiler von Bauernhäusern hätte man hineinstellen können. Es ward einem nicht in erster Linie feierlich zumute. Die Verblüfftheit herrschte vor, der Reichtum aller Zutaten verwirrte, das maßmäßig Mächtige überwog. Oeppi besah die Seitenkapellen, er sah die Handwerker an den Marmorböden ihre Flickarbeit wie auf offenen Plätzen tun. Sie glichen kleinen Vögelchen, die an mächtigen Bäumen nach Schädlingen picken. Die Vielfalt des Gebauten zerfiel in ausgedehnte Einzelheiten. Der Gedanke an eine Festhalle tauchte auf, die ungeheuren Zuzug erwartete. Wenn man lang gegangen war, kam man zur Stelle, da die Kuppel sich zu Häupten wölbte, weit und fast wie der Himmel hoch oben, im Dunkel sich dort verlierend, stützelos, geheimnisvoll schwebend über ausgedehnten Breiten. Des heiligen Petrus Standbild befand sich im Dom. Nach dieser Stätte kamen Menschen aus der ganzen Welt gepilgert, in Gruppen, in Scharen, einzeln, länderweise und nach andern Ordnungen zusammengefaßt. Es kamen dahin auch die wehmütig dem untergegangenen Romreich Nachtrauernden, bloß Schauende kamen, Schönheitsdurstige auch und Heere von solchen, denen der eine Gott Unruhe des Herzens bereitete, wie sie Oeppi fremd war. Diese letzten gingen alle zum Standbild des heiligen Petrus, dem Apostel des Herrn Jesus Christus. Er war aus Bronze gemacht, stand an einem seitlichen Pfeiler des Langraums, fast vorn bei der Kuppelhelligkeit. Oeppi stand auch davor. Die Statue, in Lebensgröße, hatte den einen Fuß vor den andern gesetzt, so daß der vorgesetzte an den Rand des Sockels geriet, darauf die Gestalt stand. Dieser Unterbau war grade so hoch, daß des Apostels Fuß in Augenhöhe der Besucher lag. Die Gläubigen berührten des Apostels nackten Fuß mit den Lippen, setzten ihre Lippen auf die bronzene große Zehe, die zuvorderst lag oder führten ihre Hand zum Mund und setzten mit der Hand den Kuß auf die Zehe. Die Zehe des Apostels war nur noch zur Hälfte da. Beim Guß war sie ganz gewesen, die Küsse der Gläubigen hatten im Verlauf einiger Jahrhunderte das Metall fortgewaschen, so wie in Cheudra der alte Tal gelehrt, daß die Bäche das Gestein der Gebirge fortwüschen. Mit der Zeit war das geschehen. Mit Geduld. In Beharrlichkeit. Die Beharrlichkeit vermochte die Dinge umzukehren: hartes Erz wich weichen Mündern. Millionen Gläubiger hatten zusammen das Unwahrscheinliche vollbracht. Oeppi gehörte nicht zu diesen Gläubigen, er küßte des Apostels Zehe nicht, er stand als Beschauer vor der Erscheinung, berührt vom Umsturz der Begriffe und mit dem Gefühl der eigenen Ohnmacht und Unbedeutendheit.

Vorbei an Säulen, vorüber an himmelansteigenden Mauern, über Treppen steigend, konnte man um die eine Seite des Doms außen herumgehen, konnte das gebirgsähnliche Aufgetürmte mit den Augen durchforschen, das Steinhauerwerk, die Gesimse und Träger, welche allesamt Formen trugen, die der Kuppelerbauer ihnen gegeben, der große Buonarroti, vor dessen Malerei Oeppi in Florenz vordem mit Einwänden gesessen. Er war der Baumeister des Doms oder einer von den vielen, die dran gebaut, denn die Baugeschichte umschloß manches menschliche Leben. Kreuzbau und Kuppel waren sein Werk, das Unverkennbare, Einmalige, Einzigartige. Zu seinem Unvollendeten, erfuhr Oeppi, hatten Spätere Andersgedachtes hinzugefügt, dem ersten Widersprechendes, ohne daß dessen Kraft dadurch gebrochen worden wäre. Ein Geisterkampf, ein steingewordener, war so im Dom, Buonarroti hatte auf den Gerüsten gestanden, gerufen von jenen, die als Statthalter Gottes auf Erden sich zu gebärden wagten, weil keiner wie er in Formen die Sprache redete, die dem Glauben, die dem Ehrgeiz und der Macht jener Mächtigen behagte . . .

Zusammen gingen Oeppi und Schaum dem Dom auf andere Weise zu Leibe, als Oeppi es allein betrieben: Sie machten sich dran, das Bauwerk zu besteigen, wie man gemeinsam die Felsengebirge der Heimat erstiegen. Eine Treppe führte irgendwo aus der Weite des Doms, in einem Pfeiler verborgen, in die Höhe, etwa so wie die Gänge eines Holzwurms im Innern des Baumstamms nach oben führen. Oben kam man aufs flache Dach des Doms, das weit wie ein Dorfplatz war. Ein paar Häuslein standen da, angeklebt an die seitliche Randmauer, kleine Auswüchse, so wie winzige Knöllchen manchmal an großen Kartoffeln hängen; drin wohnten allerlei Wächter und Wärter des Hauses samt Frauen und Kindern. Wäsche flatterte um die Häuslein. Der große Dachplatz war am Vorderrand durch eine riesige Brustwehr abgeschlossen, drauf standen hoch gegen den Himmel die Steingestalten, welche der Beschauer von unten als bescheiden maßvollen Figurenschmuck auf dem obersten Fassadengesimse erblickte. In der Mitte stand Christus, das Kreuz haltend, groß, übergroß, nicht der Christus der liebevollen Sprüche, sondern ein mächtiger Herr, der über den Platz zu seinen Füßen und über die ganze Stadt erhaben hinsah, der Fürst der Kirche. Wenn man, an der Brustwehr stehend, rückwärtsschaute, erhob sich vom Dachplatz aus der Kuppelbau hoch und mächtig, ganz so wie ein Gebirge war's, wenn man nach langem Aufstieg durchs Dunkel der Wälder das flache Schulterstück einer Alp erreicht hat, von welcher der felsige Aufbau des Ziels sich mit verdoppelter Kühnheit aufzutürmen beginnt. Die gewölbte Kuppel ruhte auf einem zylindrischen Unterbau. In den Wänden dieses Runds, zwischen den machtvollen Gruppen der Doppelsäulen, konnten Oeppi und Schaum abermals auf verborgenen Treppen höher gelangen und den obern Rand dieses Bauteils erreichen, den man die Trommel nannte, konnten dort auf festem Gesimse stehen und auf den Platz zu ihren Füßen hinunterschauen, welcher das Dach des Doms war. Auf dem gerade abgeschnittenen Rund ruhte die Kuppel, wie das Schädeldach auf seinen Unterbauten ruht. Der Weg führte wie bis anhin weiter im Innern der Bauteile empor. Die Kuppel war doppelbodig. Eine doppeltgelegte Schale, im Hohlraum zwischen den zwei Schalen stiegen Schaum und Oeppi weiter über schmale Stufen aufwärts, nicht mehr grad aufrecht sich haltend, sondern der Lage der Kuppelwände gefügig, die von allen Seiten nach innen sich neigend, hoch oben im Scheitelpunkt zusammenstrebten, so daß die beiden ihren Weg wie krabbelnde Käferlein zwischen zwei Zwiebelhäuten machten, wissend, ja fühlend, daß nunmehr unter ihren Füßen keine Stütze sicher zur Tiefe führte, daß sie durch die Schale brechend, in einem Fall, ohne Hindernis grad hinunter würden gleiten können durch die leere Luft des Kuppelraums bis auf den Platz im Dom, den überwölbten, wo der Hochaltar sich erhob. Auf dem höchsten Punkt der Kuppel angelangt, konnte man wieder aufrechtstehen. Ein neues Baustück setzte hier an, eine ganz bescheidene Wiederholung der Trommel, eine Art runden Gartentempelchens, nach dessen Ueberwindung man abermals weiter im Bauinnern nach oben blicken konnte, man einer schmalen Leiter folgen und hernach durch einen dünnen Flaschenhals sich zwängen konnte, der eine Kugel trug. Sie war aus Metall gemacht. Wenn man in die Kugel hineingelangt war, wunderte man sich, daß sie nicht mitsamt dem Inhalt von ihrem Platze kollerte. Die Kugel war das Stecknadelköpflein, das man vom Petersplatz aus auf dem obersten Punkt des Dombaus erblickte. Vier schmale Schlitze durchbrachen die Kugelwand. Oeppi und Schaum legten ihre Augen an die Schlitze, sahen Rom, sahen aus Wolkenhöhe herunter auf des Doms Rücken, sahen die Stäblein der Säulenzeilen, die den Petersplatz umfaßten, sahen die Gräblein der zwei langen Straßen, die zielbewußt durch den Häuserwald vorstießen nach dem Platz. Die Kugel war eng wie ein Faß. Sie schwebte gewissermaßen frei in der Luft. Die Winde bestrichen sie von allen Seiten, auch von unten. Zwei Menschen fanden kauernd knapp darin Platz. In der Kugel, besann sich Oeppi gelesen zu haben, hatte auch Goethe gesessen. Aha! Ganz genau also auf der Stelle, da er nun selber auch saß. Sozusagen mit Goethe eingeschlossen war man im Innern der Kugel. Man hatte ihn erwischt, konnte am Knopf des Rocks ihn fassen. Goethe gehörte zu Rom, wie die Bauwerke und alles Gestaltete, das auf den sieben Hügeln daheim war. Was er über dieses und jenes des Ortes geäußert, war ebenso wichtig geworden wie das Wirkliche selber. Auf diese Kugelwand hatte er seine Hand gelegt und sein Auge an die Schlitze im Metall. Unzweifelhaft. Goethe hatte mit einem Gedicht dem kleinen Oeppi die Wasenwachser Flur verherrlicht, ehe dieser nur Goethes Namen gehört. Wasenwachs war über alles Wirkliche erhaben, strahlend schön erschienen, weil man mit jenem sich eingelassen. Derlei vermochten die Dichter, die Gestalter. Er war, wie Oeppi, ein Fremder in Rom herumgewandelt. Man gehörte in gewisser Weise mit ihm zusammen. Ein Fremder er,! der so aufs Fremde geschaut hatte, daß das Besehene Spuren der Begegnung davontrug, als habe nicht ein flüchtiges Menschenauge es gestreift, sondern ein eherner Blick es getroffen. Goethe war aus Italien verwandelt zurückgekehrt, und seine Verse hatten eine neue Schönheit und Klarheit in der Folge erhalten. Verwandelt! Verwandelt!

Simone Martini (1283—1344): Vergil, von den Genien seiner Werke (Aeneis, Georgika und Bukolika) umgeben; der Kommentator lüftet den Vorhang und lenkt den Blick auf den Dichter. Frontispizminiatur zu einer kommentierten Vergilhandschrift aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die sich später im Besitz Petrarcas befand und von ihm Seite für Seite eigenhändig glossiert wurde. Auch die Miniatur entstand wohl auf seine Veranlassung; sie gehört zu den zartesten und stimmungsvollsten Werken der sienesischen und zu den köstlichsten Proben der gesamten abendländischen Buchmalerei. Die metrische Signatur am Fuß der Seite, rechts vom Stempel der Pariser Bibliothèque Nationale, der für alle Zeiten an die vorübergehende Entführung der Handschrift durch die Franzosen erinnert, wird in ihrer Authentizität zwar bezweifelt, ist aber annähernd zeitgenössisch.

M



Die Spur der Geschichte in den Handschriften der Ambrosiana

von Alfred A. Schmid

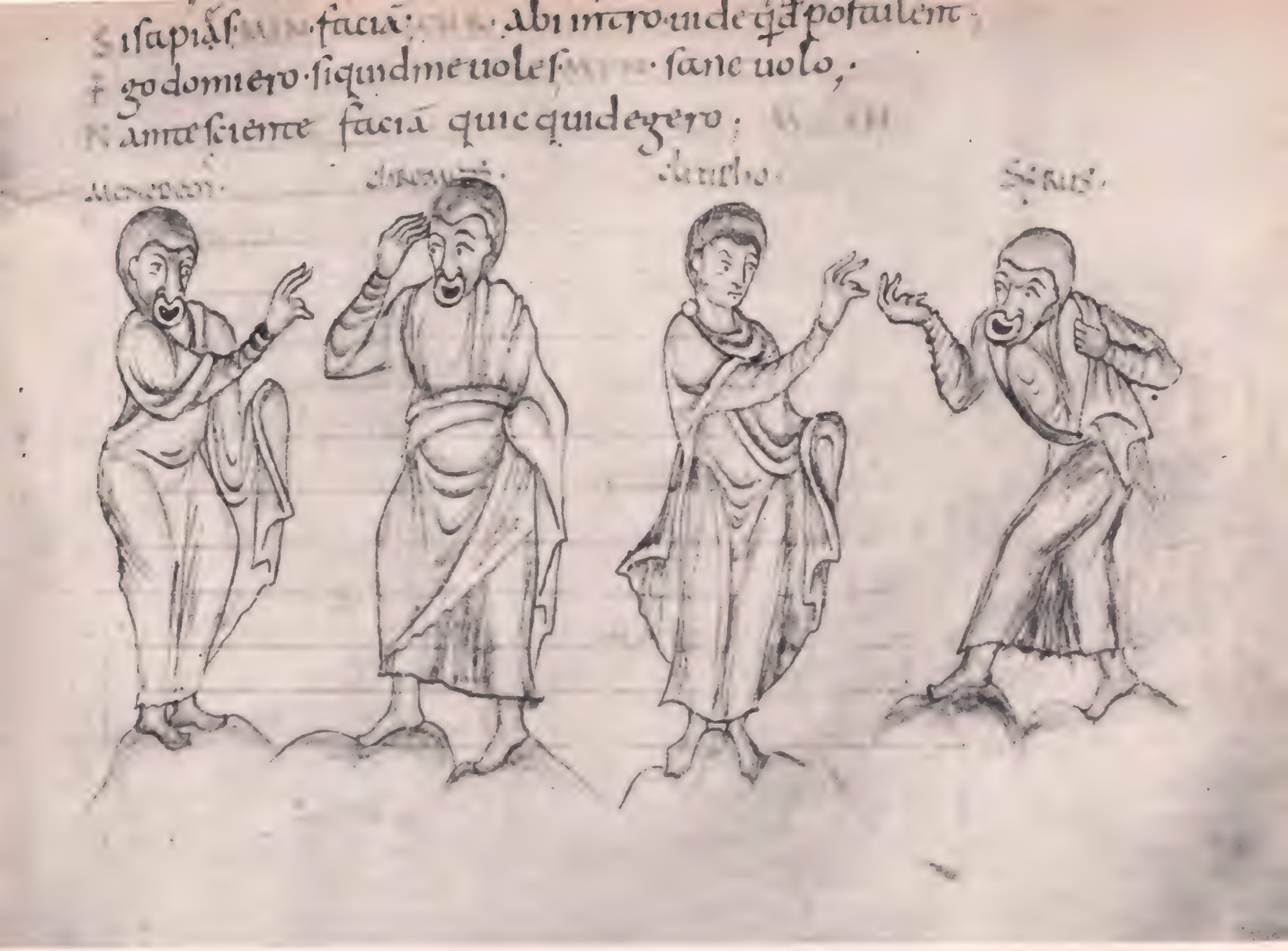
Mit Federico Borromeo, einem Vetter des heiligen Karl aus dem Geschlecht der Grafen von Arona am Langensee, war ein wahrhafter Europäer auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mailand gelangt. Selber hervorragend begabt und universell gebildet, reiht er sich gleichsam als letzter unter die großen Kirchenfürsten der Renaissance ein; in seiner vorbildlichen sittlichen Haltung war er freilich der Mehrzahl von ihnen weit überlegen. Seine Amtspflichten erfüllte er gewissenhaft, und trotzdem fand er noch Zeit zu freundschaftlichem Gedankenaustausch mit den bedeutendsten Geistern seiner Zeit. Um die Wende zum 17. Jahrhundert muß er den Plan zur Errichtung einer großen Bibliothek gefaßt haben, weniger von der Sammelleidenschaft seiner illustren Zeitgenossen als vom Gedanken durchdrungen, in der Lombardei damit ein großes Zentrum zur Erforschung der mediterranen Kultur zu schaffen. Das Institut, bis in alle Einzelheiten zweckmäßig angelegt, sollte in erster Linie der Allgemeinheit dienen, und es stand deshalb seit seiner Gründung in großzügigster Weise der Benutzung offen.

Die frühen arabischen Handschriften der Ambrosiana gehören zum kostbarsten Besitz der Bibliothek. Dieser Koran aus dem 2. oder 3. Jahrhundert nach der Hedschra nähme im islamischen Schrifttum eine ähnliche Stellung ein wie der gegenüberstehende Bibeltext im christlichen Abendland. Auch hier ist noch antike Kultur spürbar, sowohl in der sorgfältigen Zubereitung der Pergamentlagen als auch in der kalligraphischen Gepflegtheit der Seite um Seite in ruhevollem Rhythmus füllenden kufischen Schriftzeichen.

Eine Doppelseite mit Fragmenten des Lukasevangeliums. Die Blätter wurden einer Handschrift aus Bobbio (O 210 sup.) enthoben, die im übrigen Kirchenväter-Texte des 6. und 7. Jahrhunderts enthält. Sie müssen aus einem italischen Schreibzentrum von hohem Niveau stammen. Der Text steht zweispaltig auf feinstem, schier durchschimmerndem Pergament und ist in einer Unziale von klassischer Rundung und Ausgeglichenheit geschrieben, die eine frühe Datierung nahelegt und mit ihrer Monumentalität beste antike Schrifttradition verkörpert.

Zuvor jedoch sandte der Erzbischof zielbewußt Agenten aus, die in mehrjähriger Suche nach kostbaren Handschriften ganz Europa, Nordafrika und den Nahen Osten durchstreiften; neben seinem engern Mitarbeiterstab halfen ihm Missionsgeistliche, Kaufleute, Seeoffiziere und vor allem die venezianischen Residenten in Aegypten, Syrien und Cypern. So kam schon im ersten Jahrzehnt ein Bestand von annähernd 15000 Manuskripten zusammen, die im Verein mit den Inkunabeln und den übrigen Druckwerken den Grundstock der Ambrosiana bildeten, einen während drei Jahrhunderten streng behüteten Fundus, der wohl, von Bonaparte entführt, einmal zwei knappe Jahrzehnte im Exil zubringen mußte, sonst aber noch niemals die angestammten Räume verließ.

Unter den Emissären Federicos war der mailändische Chorherr Valerio von besonderem Glück begünstigt. Seine Streifzüge führten ihn ins Kloster Bobbio an der Trebbia, in jene Gründung des heiligen Columban, deren Bibliothek schon die Humanisten des späten 15. Jahrhunderts in Begeisterung versetzt hatte. Es gab in Oberitalien mehrere solcher uralter



Büchereien, die wie seltsame Findlinge in graue Vorzeit hinaufwiesen; aber wenigen hat gelehrter Eifer so übel mitgespielt wie der bobiensischen, deren Handschriften heute über halb Europa zerstreut sind und von Nancy bis Wien, von Wolfenbüttel bis Neapel zusammengesucht werden müssen. Ein Jahrhundert vor Federico hatten Bibliophile bereits wertvolle Stücke entführt. Der Kardinalerzbischof ließ sich von den Mönchen einige siebzig Bände schenken und erhielt damit vom Bedeutendsten, was die Bibliothek besaß. Schließlich partizipierte auch Papst Paul V., als er seine Vaticana vergrößerte, an den verbliebenen Beständen, und im 19. Jahrhundert gelangte der Rest an die Turiner Nationalbibliothek. Es blieb indessen einem Doktor der Ambrosiana, Angelo Mai (1782—1854), vorbehalten, der Welt die Wichtigkeit der Bobienser Handschriften demonstrativ vor Augen zu führen; er machte die erstaunliche Entdeckung, daß bei vielen von ihnen das Pergament palimpsestiert,

d. h. zweimal verwendet worden war. Die Kostbarkeit des Materials hatte zur Tilgung der ersten, ältern Schrift geführt, die für spätere Geschlechter an Bedeutung eingebüßt hatte. Mais scharfe Augen sahen unter biblischen Texten des 6. Jahrhunderts jenen berühmten Plautus aus dem 5., er fand Fronto und Ciceros verschollene Schrift «de re publica». Die ganze gelehrte Welt horchte auf und blickte nach Mailand und Rom. Leider kranken die von ihm untersuchten Blätter, diese wertvollen Zeugen antiker Bildung, fast alle an den unseligen Folgen ihrer Entdeckung. Mai setzte ihnen, um sie besser entziffern zu können, mit den scharfen Reagentien und Tinkturen der damaligen Forschung zu und opferte sie dadurch teilweise seinem philologischen Ehrgeiz. Besser erging es jenen antiken Resten, die bei ihrer zweiten Verwendung im Mittelalter nur noch dem Buchbinder als Werkstoff dienten. Auf diese Weise sind uns die vier Doppelblätter mit einem Fragment des Lukasevangeliums aus dem 5. Jahrhundert erhalten geblieben, die ältesten der nicht reskribierten Pergamente der Ambrosiana und ein hervorragend schönes Zeugnis lateinischer Schreibkultur. Erst die Karolingerzeit mit ihrem bewußten Wiederaufgreifen antiker Traditionen ging bei der Anlage einer Handschrift wieder mit ähnlicher Sorgfalt vor; der berühmte Terenz der Ambrosiana verrät es mit aller Deutlichkeit. Die Illustrationen setzen eine direkte antike Vorlage sogar mit Notwendigkeit voraus. Es sind von nervöser Hand hingeworfene, leicht lavierte Federzeichnungen zu einzelnen Komödienszenen, Schauspieler mit der drastischen Gestik, wie sie das antike Theater erforderte.

Otto von Freisings Weltchronik führt uns bereits ins 13. Jahrhundert und damit in jene Zeit, wo von eigentlichen regional oder lokal bestimmten Skriptorien mit ihren Eigenheiten in Schrift und Bildstil nur schwer noch gesprochen werden kann. Die Grenzen kommen ins Fließen, die Pflege der Buchmalerei und der Schreibkunst geht von den Klöstern und Kathedralschulen in die Städte, an bürgerliche Werkstätten über, die im Spätmittelalter auf Bestellung und Vorrat arbeiteten. In der Malerei erwacht allmählich das Interesse an der objektiven Wirklichkeit, die Lust an frisch empfundenen Darstellungen, an einer Charakterisierung der Persönlichkeit. Welche Summe an Beobachtungen steckt nun bereits in der Wiedergabe jener Feldschlacht zwischen Heinrich IV. und seinem Sohn, die so grimmig gegeneinander anreiten, und wie zärtlich folgt die Feder dem Haargelock und Bartgekräusel und dem schwungvollen Faltenwurf fallender Mäntel im Auftritt zwischen Papst Innozenz II. und jenem römischen Senat, der sich in der würdevollen Gemessenheit antiker Quiriten gefällt.

Man besinnt sich, insbesondere in Italien, auf die große Ver-

Die Komödien des Terentius. Die Handschrift (H 75 inf.) stammt aus dem späten 9. Jahrhundert und ist zusammen mit derjenigen der Vatikanischen Bibliothek die wichtigste für die Ueberlieferung des berühmten römischen Komödiendichters. Sie bringt eingangs der einzelnen Stücke Angaben für die Aufführungen und die benötigten Requisiten und kopiert offenbar möglichst getreu eine antike Vorlage. Die mit wenigen Farben lavierten Federzeichnungen sind ein seltsames Gemisch spätantik-impressionistischer und mittelalterlich-abstrahierender Auffassung. Sie stellen fortlaufend die einzelnen Auftritte dar; die Schauspieler tragen fast alle Masken und bewegen sich mit der gesteigerten lebhaften Gestik, wie sie von der antiken Bühne gefordert wurde. Die aufgeschlagene Seite ist dem Heautontimorumenos (Selbstbestrafer), der dritten der sechs Terenzkomödien, entnommen.

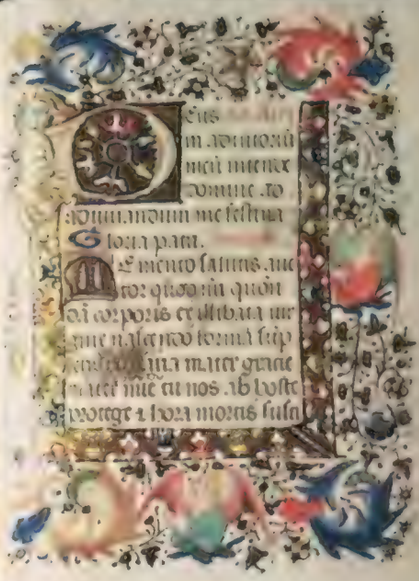
gangenheit, deren Wiedergeburt man heraufführen möchte. Das Interesse am antiken Schrifttum wächst, die Klassiker werden in die Vulgärsprache übertragen. Die heroische Szenerie wird allerdings von einem mittelalterlichen Mikrokosmos in seiner ganzen Vielfalt und Buntheit belebt. Ein venezianischer Künstler illustriert 1373 die erste Dekade von Livius' Geschichtswerk; Horatius Cocles und seine Gefährten verteidigen die sublicische Brücke im ritterlichen Plattenharnisch, und die Stadt Rom wird zur zinnenbekrönten und hochragenden Burg.

Der illuminierte Livius der Ambrosiana (C 214 inf.) ist keine eigentliche Prunkhandschrift, sondern ein Papiermanuskript mit Spuren häufigen Gebrauchs. Die sehr qualitätvollen, farbig lavierten Federzeichnungen venezianischer Schule waren schwerlich von Anfang an vorgesehen. Eine ganze Welt erschließt sich auf dem untern Rand, Herrscher und Feldherrn, Sklaven und römische Quiriten, Sieger und Besiegte, Kampf in offener Feldschlacht und in meuchlerischem Ueberfall, Weiber und Kinder und Tiere, eine Fülle verarbeiteter Eindrücke und Beobachtungen. Antike in mittelalterlichem Aufputz: Beim Sturm der Etrusker Porsinnas auf Rom geht es zu wie bei der Belagerung einer turmbewehrten Stadt im 14. Jahrhundert.

Otto von Freisings Weltchronik. Es handelt sich bei dieser aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammenden Handschrift (F 129 sup.) um eine im Typus offenbar auf das verlorene Dedikationsexemplar Ottos an Friedrich Barbarossa zurückgehende Kopie. Die Federzeichnungen wirken aus diesem Grunde eher etwas altertümlich, obwohl sie bereits viel gotisches Empfinden verraten. Im obern Abschnitt ist der Kampf zwischen Heinrich IV. und seinem Sohn geschildert, im untern die Episode, wie Papst Innozenz II. auf den Rat seiner Kleriker die Erneuerung des römischen Senats verwehrt. Der Band erhält dadurch noch eine besonders reizvolle Note, daß ein mittelalterlicher Leser hier und anderswo seinen Stift zu eigenen zeichnerischen Versuchen spazierenführte und einzelne Gestalten der Darstellung ungelenk nachzuahmen versuchte.

Der Künstler steht damit in einem seltsamen Zwielicht. In seinen Federzeichnungen wechseln unheimlich scharfe Charakterisierungen mit Szenen, die mit der Naivität einer mittelaltérlichen Bilderchronik erzählt werden. Die Frontispizminiatur zu Petrarcas Vergilhandschrift, mit der Simone Martini eines der hervorragendsten Denkmäler der gesamten abendländischen Buchmalerei schuf, antikisiert weit bewußter, obwohl sie dem Livius um ein halbes Jahrhundert vorausgeht. Aber für das ganze Mittelalter war Vergil eben *der* antike Dichter, und er bedurfte deshalb auch keiner eigentlichen Renaissance. Im Spektrum eines mittelalterlichen Weltbildes gesehen, mochte er unserm Maler nicht viel weniger vertraut sein als Dante, der sich von ihm durch Hölle und Fegefeuer geleiten ließ und ihm damit zu einer zweiten Unsterblichkeit verhalf.

In den Gebet- und Stundenbüchern fühlen wir uns zu Unrecht stärker ins Mittelalter zurückversetzt, denn auch sie



INCIPIVNT SE
PTEM PSALMI
PENITENTIALES
ANTIPHONA
Ne reminiscaris domine

PSALMVS

DOMI
NE NE
IN FV
RORI
TVO
ARGV
AS ME NEQVE IN
IN IRA TVA COR

ripias me: Miserere mei do
mine quoniam infirmus
sum: sana me domine quo
niam conturbata sunt omnia
ossa mea. Et anima mea
turbata est valde: sed tu do
mine usque quo. Conuer
tere domine & eripe animam
meam: saluum me fac pro
pter misericordiam tuam
Quoniam non est in mor
te qui memor sit tui: in in
ferno autem quis confitebi
tur tibi. Laboraui in gemi

Xcepit omnium beate
virginis marie secundi
confitendinem nomine
cane. Ad matutinum. V.

1

Omine labia
mea aperies
Et os me
um annuntia
tit laudem tuam. Deus

2

Decembr hr dies. xxv.
Bibiane et albine. V. et D.
Sce barbare. V. et D.
Sce sabbe, albis et f.
Sci nichol. ep. et f.
Sci ambrosij. epi et f.
Concepno. V m.
Sci melchiadis. pp. et D.
Sci damasij pp et f.
Sce lucie. V.
Sci nauonam.

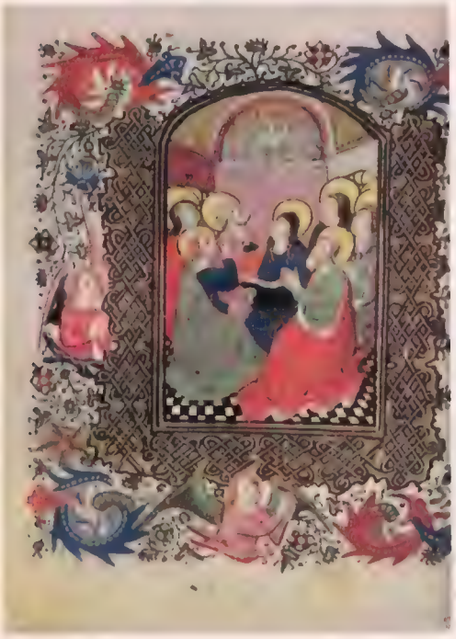
3

4

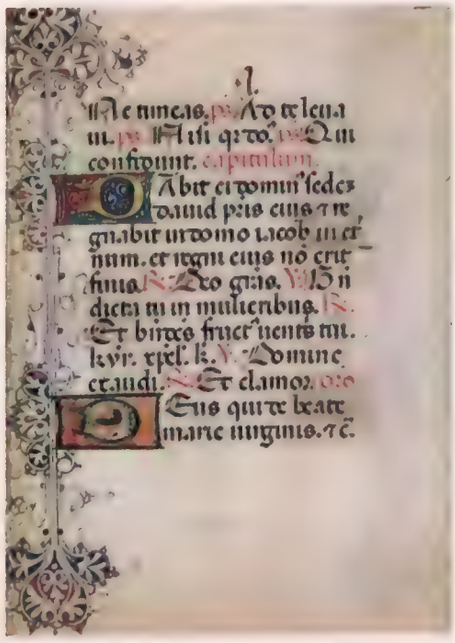
5

VM VERSVS
IENOS
SALV
NOSTER
R. E
tuam a nobis eus in ad
iutorium meum intende
Domine ad adiuuandum
me festina. Gloria patri &
filio Alleluia

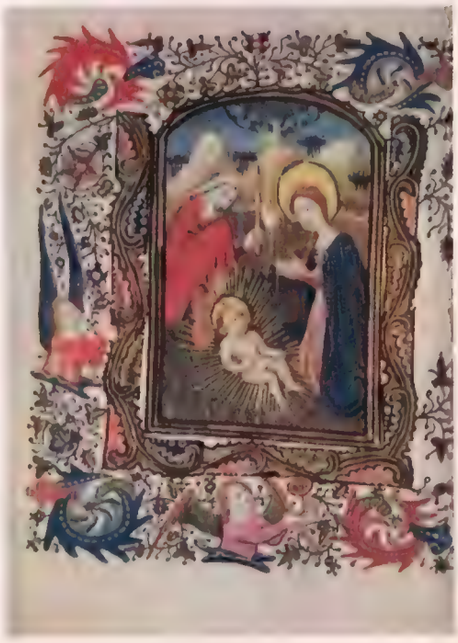
6



7


Ne nimeas. ps. Ad te leua
m. ps. Ad ti qui. Qui
confidunt. capitulum.
Abit ei dominꝰ sedes
dauid pris eius et re
gnabit in domo iacob in ei
num. et regni eius nō erit
finis. R. Deo gras. V. Be ni
dicta tu in mulieribus. R.
Et benedictꝰ fructꝰ uentris tu.
kyr. eplē. k. V. Domine
exaudi. R. Et clamor. oꝛe
Deus qui te beate
marie uirginis. &c.

8



9

weisen in gewisser Beziehung auf die Erstarkung des Individuums hin, jene Wiedergeburt der Persönlichkeit, die mit der Besinnung auf das klassische Menschheitsideal zusammenging. Sie dienten der Privatfrömmigkeit, der stimmungshaften Andacht und Betrachtung, und hatte die Buchmalerei des Früh- und Hochmittelalters vorab im Dienste der Liturgie und des gemeinsam gefeierten Gottesdienstes gestanden, so repräsentieren ihre besten Proben im 15. Jahrhundert Reichtum und Neigung eines einzelnen Bestellers. Sie werden zum kostbaren Bilderbuch privater Erbauung. Reizvoll ist eine Gegenüberstellung niederländischer und italienischer Buchmalereien. Die noch so wenig erforschte Werkstatt des sogenannten Meisters der Goldranken-Gebetbücher vereinigt den traditionellen Seitenaufbau in der Art, wie sie besonders von der französischen Buchmalerei gepflegt wurde, mit der Kompositionsweise der deutschen und niederländischen Tafelmalerei unmittelbar vor dem Auftreten der Gebrüder van Eyck. Illusionistische Wirkungen werden noch nirgends angestrebt; die Szenen breiten sich vielmehr flächig-teppichhaft vor einem rein attributiv gedachten Hintergrund aus, und die Abstraktion von jeder Räumlichkeit führt den Maler häufig zu jenem dekorativen goldenen Rankenwerk auf farbigem Grund, das seine Persönlichkeit verriet und ihm bis heute den Namen gibt. Das Stundenbuch der Ambrosiana gehört wohl zu den bestgelungenen Leistungen seiner Werkstatt, obschon auch es gewisse Provinzialismen nicht verleugnen kann. Im Gebetbuch der Bianca Maria Visconti kommen dieser fast volkstümlichen Buchkunst gegenüber ganz andere Tendenzen zu Wort. Die Ranken der Blattränder sind von geschlossenen Randleisten verdrängt worden, eine Entwicklung, die sich in den Niederlanden nur zögernd durchsetzt; jeder Zusammenhang zwischen der Initiale und der rahmenden Dekoration, die früher organisch aus dem Buchstaben entwickelt wurde, hat aufgehört. Innerhalb der einzelnen Dekorationselemente strebt der Maler, seiner ferraresischen Schulung entsprechend, nach einem harten, fast gewaltsamen Realismus und einer beinahe übertriebenen Betonung des Körperhaften. Eigentlich illusionistisch will aber erst das wohl etwas jüngere Stundenbuch der Familie Borromeo wirken, als dessen Schöpfer sich der mailändische Buchmaler Cristoforo de Predis bekennt. Der organische Aufbau des Buchschmucks aus dem Text heraus geht verloren. Die Bildszenen aber sind nichts mehr und nichts weniger als winzige, mit spitzem Pinsel gemalte Tafelbilder, die sich Luft- und Farbperspektive allen Ernstes zunutze machen, einem verspielten Illusionismus nachhängen und damit das eigentlich Buchmalerische, die Einordnung in die Fläche und in das einheitliche Dekorationssystem

◄ *Zur farbigen Doppelseite:*

Links zwei erlesene Proben mittelalterlicher Gebetbuchillustration, zur Seltenheit beide im originalen silberbeschlagenen Einband. Oben das Stundenbuch des sogenannten Meisters der Goldranken-Gebetbücher, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vielleicht in den südlichen Niederlanden tätig war. Nur die mehrfarbige Wiedergabe vermag eine einigermaßen richtige Vorstellung von der zauberhaften Wirkung zu vermitteln, die von diesem hellen und bunten Werklein ausgeht. Unten ein prächtiges ferraresisches Gebetbuch um 1460—1470, das sich einst im Besitz der Bianca Maria Visconti aus dem mailändischen Herzogshaus befunden haben soll. Während das Stundenbuch den wie üblich von der Verkündigung an die Hirten begleiteten Anfang der Terz aus dem Officium de Beata Maria Virgine zeigt, ist das italienische Gebetbuch beim Beginn der sieben Bußpsalmen aufgeschlagen, die vom Sieg Davids über seinen riesenhaften Gegner und, in der Initiale, von einer Darstellung des königlichen Sängers eingeleitet werden.

Rechts: Eine Auswahl von neun prunkvoll gezierten Seiten aus drei Handschriften des 15. Jahrhunderts. Sechs davon sind dem herrlichen Gebetbüchlein der Familie Borromeo entnommen. Der taubstumme Cristoforo de Predis malte es um 1474, dessen Bruder Ambrogio an Leonardo da Vincis Grottenmadonna mitarbeitete. Der Kalender — wir geben den Dezember mit der in der Regel zugehörigen Schweineschlachtung (3) — verrät mit seinen typisch mailändischen Festen (Bibiana und Albina, Sabba, Matronianus und insbesondere die Ordination des heiligen Ambrosius) bereits die lombardische Herkunft; anderseits weist gerade er deutlich auf niederländische Vorbilder, die de Predis beeinflußt haben müssen. Der Beginn des Marienoffiziums (1) bringt zur Darstellung des Verlöbnisses der Jungfrau unten auf dem Sockel die volle Signatur des Buchmalers. Die gegenüberliegende Seite (2) ist oben mit der Verkündigung, unten mit dem knienden Stifterpaar (Giovanni und Cleofe Borromeo) geschmückt. Zwei weitere Blätter zeigen das Bild des Kirchenlehrers Augustinus (4) und Szenen aus der Passion des Herrn (5). Welch edles Verhältnis zwischen Schrift und Dekoration auch auf einer einfachen Textseite herrscht, belegt eine letzte Probe (8). Dazu fügen wir nochmals zwei Bilder des Goldranken-Meisters — Weihnacht (7) und Pfingsten (9) — und eine Zierseite des Visconti-Gebetbuches (6), deren energische Herausarbeitung der plastischen Form durch die Betonung der Umrisse und der Licht-Schattenkontraste eine merkwürdige, fast surrealistische Note in die auch thematisch ungewohnte Darstellung hineinträgt.

Eine mittelalterliche Portulankarte venezianischen Ursprungs, gezeichnet von Francesco Pizigani im Jahr 1373 (S. P. II 2), die durch einen zeitgenössischen Anonymus um vier Blätter astrologischen Inhalts bereichert wurde. Wir geben die beiden köstlichsten Seiten wieder, die inmitten einer Gestirnskonstellation Darstellungen der Dome von Genua und Venedig zeigen. *Alfred A. Schmid*

einer ganzen Seite leichten Kaufes preisgeben. Trotz solchen künstlerisch bedeutenden Leistungen ist die Buchmalerei ausgangs des 15. Jahrhunderts am Ende ihrer jahrhundertelangen Entwicklung angelangt.

Die Einführung eines richtig konstruierten Bildraums in die Buchmalerei ist indessen ja nicht mehr als ein kleines Symptom für einen viel allgemeineren geistesgeschichtlichen Vorgang. Die Landschaft tritt einerseits aus der dienenden, rein attributiven Rolle heraus, die ihr in der mittelalterlichen Kunst zukam, und sie wird sich des Geschehens bis zu ihrer Verselbständigung bemächtigen; zugleich aber sucht der Mensch, der sich selber und seine Umwelt gewissermaßen neu entdeckt hat, auch seinerseits ein neues Verhältnis zum Raum. Es ist vielleicht den Dingen gar nicht so sehr Gewalt angetan, wenn wir unsere Seefahrerkarten in diesen Zusammenhang hineinrücken, wenn wir sie gewissermaßen als die Repräsentanten jenes neuen weltoffenen Geistes ansehen, der nicht mehr an den Säulen des Herkules haltmachte und den keine unbekannte Ferne mehr zu schrecken vermochte. Was die Menschheit dabei verlor, daran erinnert uns die Miniatur einer griechischen Handschrift des 12. Jahrhunderts nochmals: die Geschlossenheit des mittelalterlichen Weltbildes, die Haltung, welche das menschliche Leben als opus dei, als Gottesdienst gewertet haben wollte.

Lob und Verteidigung des Buches

VON RICHARD DE BURY (1287—1345)

Zur Zeit, als ein Dante und ein Petrarca, ein Duns Scotus und ein Meister Eckhart lebten, wuchs in England ein junger Geistlicher namens Richard de Bury auf. So bedeutend seine späteren Taten als Prinzenerzieher, Kanzler und Bischof waren — sie werden in den Augen der Nachwelt überstrahlt vom Glanz eines Büchleins, des sogenannten Philobiblon, in dem er, der große Büchersammler, 1344 seinen Zeitgenossen Rechenschaft über seine leidenschaftliche Liebe zu den Büchern ablegen wollte, und zwar in einer Epoche, als in den Klöstern die Achtung vor dem Buch dahinschwand. Es ist weit mehr als eine Rechenschaft daraus geworden: das kleine, so weltfrohe wie gottesfürchtige Werk, das beinahe so alt ist wie die Eidgenossenschaft, ist bis zum heutigen Tag das lebendigste Zeugnis des Staunens über eines der großen Wunder der Menschheitsgeschichte, das Buch, geblieben. Wir huldigen diesem Wunder und zugleich einem seiner begeistertsten Verherrlicher, indem wir einige Seiten aus dem Philobiblon neben die aufgeschlagenen Meisterwerke der künstlerischen Buchgestaltung aus der Ambrosiana setzen (nach der Uebertragung von F. Pattloch, Weimar 1931).

Bx.

Weisheit! In den Büchern hat der Höchste deinen Thron aufgestellt. Dort — so muß ich mit den Worten der Heiligen Schrift fortfahren — bist du für jeden, der dich sucht, zu Hause, jedem, der klopft, öffnest du die Tür.

Die Cherubim breiten ihre Flügel über die Bücher, sie führen den Geist der Studenten zur Höhe, wo sie selber stehen, von wo der Blick sich weitet von einem Pol zum andern und nach allen Himmelsrichtungen hin.

In den Büchern wird selbst der unbegreifliche, höchste Gott in Begriffe gefaßt; die ganze Natur der Welt, der Ueber- und Unterwelt steht in ihnen offen: sie gewähren Einblick in die Rechtsnormen der irdischen Regierung und die Funktionen der himmlischen Hierarchie und in die dunkle Nacht der Dämonen. Alles, was Platoniker und Zyniker gesagt und gelehrt, findet sich in ihnen. —

In meinen Büchern werden mir die Toten wieder lebendig, selbst die Zukunft sehe ich durch sie voraus. Krieg und Frieden finden ihr Gesetz aus Büchern.

Alles zerfällt und zergeht mit der Zeit; denn Saturn hört nicht auf, seine Kinder zu verzehren; aber alle Herrlichkeit der Welt würde in Vergessenheit geraten, wenn nicht Gott in den Büchern ein Gegengewicht gegeben hätte.

Johannes Chrysostomus, Kommentar zu den paulinischen Briefen (A 172 sup.). Die griechische Miniatur des späten 12. Jahrhunderts erscheint besonders schön und symbolhaft für das Mittelalter und den Geist, in dem die Werke der Buchmalerei geschaffen wurden. Alles Wissen stammt aus Gott und bezieht sich letztlich auf Gott. Christus selbst gewährt dem gelehrten Verfasser, dem der Völkerapostel hilfreich zur Seite steht, Einblick in den Sinn der kanonischen Schriften. Der Kommentator schreibt nieder, was er empfängt, und gibt die inspirierte Auslegung seinen Schülern weiter, und so wird er selber zum befruchtenden Strom, der auf seinem Wege wunderbarerweise die Dürstenden tränkt und labt. *A. A. S.*

Welche Bequemlichkeit haben wir durch das Buch, um leicht und sicher unsere Unkenntnis einzugestehen, und das, ohne uns zu schämen! Unsere Bücher sind Lehrer ohne Stock und Strafe, ohne Geschrei und Getue, schlicht und unentgeltlich.

Wer sie benutzt, findet sie nicht eingeschlafen, wer sie fragen will, findet sie nicht abwesend, sie schimpfen nicht, wenn man sich vertut, und sie lachen dich nicht aus, wenn du dumm bist.

Ihr Bücher! Ihr seid allein weitherzig und frei gesinnt. Ihr dient jedem gern, der euch in die Hand nimmt.

Ihr seid den Gelehrten in tausend Dingen die beste Auskunft.

Ihr seid der Schacht tiefster Weisheit, zu dem der Weise seine Kinder zum Nachgraben schickt.

Ihr seid der Quell lebendigen Wassers! Ihr seid zu vergleichen den vollen Aehren, der goldenen Urne, in der das Manna aufbewahrt wurde, dem Felsen, aus dem süßes Wasser fließt, der Brust, die überreich Milch spendet!

Ihr seid der Lebensbaum und der vierfache Strom des Paradieses, von euch wird der Menschengeist genährt und der trockene Verstand befruchtet!

Bücher sollen immer mit einer bedächtigen Ruhe geöffnet und geschlossen werden, sie dürfen nicht mit überstürzter Hast aufgerissen und dann nachher, ohne die Schließen zu befestigen, liegengelassen werden. Ein Buch muß besser behandelt werden als ein Stiefel!

Das Schülervolk ist gemeiniglich schlecht erzogen, und wenn es nicht mit alter Schulzucht im Zaum gehalten wird, dann wird es durch ungezählte Kindereien übermütig.

Da kannst du öfter einen solchen phlegmatischen Jüngling in seinem Studierzimmer sitzen sehen, wie im Winter seine Nase läuft, er aber hält es gar nicht für nötig, sein Taschentuch zu gebrauchen, bis das Buch, das vor ihm liegt, völlig durchnäßt ist. Schusterleder müßte man ihm eigentlich vor die Nase legen! Ein anderer hat Fingernägel schwarz wie Kohle und dreckig, mit ihnen bezeichnet er sich eine Buchstelle, die ihm gefällt! Wieder ein anderer legt Strohhalme zwischen die Blätter, und dazu noch hervorstehend an vielen Stellen, damit der Strohhalm behält, was das Gedächtnis nicht behalten kann. Mein lieber Freund, diese Strohhalme kann ein Buch nicht verdauen, und es kommt auch keiner, um sie herauszuziehen, deshalb lösen sie das Buch einmal aus den Bänden und schließlich verfaulen sie, wenn sie aus Vergeßlichkeit im Buche bleiben. Wieder ein anderer scheut sich nicht, Früchte und Käse über dem offenen Buch zu essen und sogar seinen Krug ohne Unterlage von einer Seite auf die andere zu stellen, und weil er keinen Sack hat, läßt er die Brotkrumen einfach im Buch liegen. Ein anderer kann es nicht lassen, in seiner Kinderei mit seinen Stubengenossen sich ständig zu disputieren, und während er ohne Sinn und Verstand eine Menge Gründe anführt, begeifert er das offene Buch auf seinem Schoß. Noch einer legt sich nach kurzem Studium zu einem langen Schlaf mit beiden Ellenbogen auf sein Buch und biegt nachher die zerknitterten Seiten wieder gerade, das Buch hat dann seinen Schaden! — Wenn

dann der Regen aufgehört hat und der Winter vergangen, erscheinen die Blumen auf der Wiese. Dann aber geht der soeben beschriebene Scholar hin und benutzt seine Bücher zur Blumenpresse. Er stopft Veilchen, Primeln, Rosen und vierblättrigen Klee in sein Buch. Er benutzt seine nassen und schwitzigen Hände zum Umblättern, mit schmutzigen Händen schlägt er auf die weißen Seiten und fährt über die feinlinierte Seite mit seinem Zeigefinger, um den er ein altes Stück Leder gebunden hat. Wenn ihn nur ein Floh gestochen hat, wirft er vor Aerger das Buch in eine Ecke, wo es monatelang offen liegen bleibt und daher so voll Staub ist, daß man seine Schließen nicht mehr befestigen kann.

Im Glück freuen uns die Bücher, im Unglück scheuchen sie die Sorgenwolken. Geltung geben sie den Verträgen, aber auch jedes Urteil stützt sich auf Bücher! Kunst und Wissenschaft, kein Verstand könnte ihren Wert erfassen, beruhen auf Büchern. Die Macht, die aus den Büchern strömt, geht aber ins Wunderbare: durch sie können wir Raum und Zeit durcheilen, wir können, wie im Spiegel der Ewigkeiten, das, was ist, und das, was nicht ist, schauen! Berge ersteigen, Abgründe durchforschen. Selbst die Fische, deren Element nicht einmal die Luft ist, alles zeigen uns die Bücher. Erz und Edelsteine und alle Metalle können wir aus den Büchern herausgraben, Heilkräfte der Pflanzen lernen wir aus ihnen, kurz alles, was Neptun, Ceres und Pluto beherrscht.

Schon Moses belehrt uns über die Bücherschränke, die säuberlich angefertigt werden sollen, damit die Bücher vor jeder Beschädigung bewahrt bleiben: «Nehmt dies Buch und legt es ins Innere der Bundeslade eures Gottes.» Welch eine würdige Stelle, wahrhaft einer Bibliothek würdig, aus unverweslichem Sethimholz gemacht und mit reinem Gold überzogen! Unser Heiland selbst gibt ein Beispiel, wie man alle Nachlässigkeit in Behandlung der Bücher vermeiden soll. Lukas, im 4. Kapitel, wird erzählt: Als er das hohe Prophetenwort über sich selbst gelesen hat, gab er dem Synagogendiener nicht eher das Buch zurück, als bis er es mit seinen heiligen Händen selbst wieder geschlossen hatte!

Trauben, die aus Orvieto kamen

VON ELIO VITTORINI

Es war im November, schon kalt und Nebel, und er hatte eine Schale voll Trauben im Zimmer.

«Oh! Trauben!» sagte das Mädchen. «Woher kommen sie?»

«Sie kommen aus Orvieto.»

Die Trauben waren auf dem Tisch, sie waren weiß mit Licht darin von der Kälte und vom Nebel. Das Mädchen nahm eine Beere und schaute sie an. Lange betrachtete es das grüne kalte Blut, dann sagte es: «Ich ging gerade hier vorbei, da bin ich heraufgekommen.»

«Gut», sagte er. «Nimm dir einen Stuhl.»

«Ich werde mich aufs Bett setzen», sagte das Mädchen.

Es setzte sich und hielt die Traubenbeere in der Hand, zwischen Daumen und Zeigfinger. «Hast du zu tun?» fragte es.

Er arbeitete, mit Papieren und Büchern auf dem Tisch und den Trauben hoch vor sich in der weißen Schale.

«Ja», sagte er. «Du siehst es.»

Er hatte sich nie umgewandt, und das Mädchen aß die Beere, stand auf und sagte:

«Ich komme ein andermal wieder.»

Es kam in der folgenden Woche, er arbeitete immer noch, und die Trauben waren noch auf dem Tisch; nun waren sie nicht mehr so hell: ein wenig vergilbt.

«Da bin ich», sagte das Mädchen.

Er erhob sich nicht, wandte sich nicht um.

«Gut», sagte er. «Nimm dir einen Stuhl.»

«Ich werde mich aufs Bett setzen», sagte das Mädchen.

Es setzte sich und schaute die Trauben an; es sah, daß sie nie berührt worden waren. Das Mädchen fragte:

«Woher, hast du gesagt, kommen diese Trauben?»

«Sie kommen aus Orvieto», sagte er.

Das Mädchen sprach nichts mehr weiter. Es schaute die Trauben an und seine Schultern, seinen geneigten Kopf, und aufsmal trat es nah auf ihn zu, legte ihm die Hand auf den Nacken.

Es sagte: «Ich komme nächsten Samstag wieder.»

«Ja», antwortete er.

Das Mädchen kam immer wieder, es war kalt und Nebel, und die Trauben waren auf dem Tisch, gelber, immer gelber, nie berührt; er wandte sich nicht um.

«Da bin ich», sagte es.

Und er sagte: «Gut, nimm dir einen Stuhl.»

Und das Mädchen setzte sich aufs Bett, es sagte es: ich werde mich aufs Bett setzen, und es schaute die alten Trauben an, sah, wie sie gelber waren, immer gelber, nicht mehr licht und hell, und zuweilen fragte es:

«Woher, hast du gesagt, kommen die Trauben?»

«Aus Orvieto», gab er zur Antwort.

Aber nie erhob er sich, wandte sich nicht um. Und das Mädchen schaute seine Schultern an, seinen geneigten Kopf; und es sah, daß er gar nicht arbeitete, immer auf demselben Fleck mit seinen Papieren und Büchern; da hatte es nicht den Mut, länger zu warten, es sagte: ich komme Dienstag wieder, komme Freitag wieder, so ging es fort.

Eines Tages war es kalt und es schneite, und die Trauben lagen welk in der Schale, nie berührt, und das Mädchen sagte wie üblich:

«Da bin ich.»

«Gut», sagte er. «Nimm dir einen Stuhl.»

Das Mädchen nahm sich keinen Stuhl, es blieb stehen und schaute so die Trauben an.

«Trauben, die aus Orvieto kamen», sagte es.

Er wandte sich nicht um; und doch arbeitete er nicht. Sein Haar war weiß im Nacken.

«Du hast sie nie berührt», sagte das Mädchen.

«Nein», antwortete er.

«Und warum sind sie gekommen?» schrie das Mädchen. «Warum sind sie gekommen?» Und wieder schrie es: «Woher wolltest du, daß sie gekommen wären?»

Dann aber beruhigte es sich: und setzte sich aufs Bett.

So war es ähnlich wie die andern Male: es saß da und wartete eine Weile, und es schaute die Trauben an, sah, wie sie tot waren, dachte, daß auch es vielleicht tot war.

Aus dem Italienischen übersetzt von Friedrich Hindermann.

Aus unveröffentlichten Zürcher Studentenbriefen der Reformationszeit

VON MAX NIEHANS

Zürich hat seine Studenten schon im 16. Jahrhundert gern an ausländische Schulen geschickt. Denn «Kenntnis von fremden Völkern und Sitten macht den Menschen nicht nur vorsichtig und geschickt, sondern in Glück und Unglück standhaft und unerschütterlich», wie der junge Johannes Fries aus Bourges an Heinrich Bullinger schreibt. Aus der Fremde berichteten die Schüler über ihre Erlebnisse an Bullinger und die andern Zürcher Schulherren. Von diesen Briefen — mit geringen Ausnahmen lateinisch geschrieben — sind uns eine ganze Reihe in Bullingers Briefsammlung erhalten.

Zürich machte es seinen wanderlustigen Schülern nicht leicht. Es gab ihnen nur ein schmales Zehrgeld mit. Klagen über den leeren Beutel, Bitten um Nachfüllung, Rechtfertigung der in Zürcher Augen viel zu hohen Ausgaben füllen manchen Brief. Daneben erzählen sie vom Stand der fremden Schulen, schicken Studienpläne und berichten über Dozenten und Vorlesungen, eben das, was die gestrengen Schulherren vor allem zu wissen begehrten. Von der fremden Umwelt hören wir dagegen wenig.

Wir haben aus diesen Briefen ein paar herausgegriffen, die sich auch mit Zuständen im Gastlande befassen. Unter den fremden Städten zog Paris besonders an. Von dort erzählt der nachmals als Gelehrter berühmt gewordene Konrad Gesner. Den deutschen Universitäten gegenüber war man in Zürich eher mißtrauisch. Man fürchtete die lutherische Ansteckung. Gleichwohl haben viele in Straßburg, in Marburg und Wittenberg studiert. Unter ihnen ist einer der lebendigsten Rudolf Gwalther, der später als junger Zürcher Pfarrer eine Tochter Zwinglis heiratete.

Wir beginnen mit zwei Briefen aus Frankreich, von 1533 und 1534.

Johannes Fries aus Bourges

Damit ich aber nicht weiter umschweife als nötig, vernehmt die Hauptsache in kurzen Worten.

Sobald wir nach Paris gelangten, hielten wir unter uns Rat, was zu tun sei. Der eine wollte wenigstens ein paar Monate dort bleiben, der andere wollte weiter nach Bourges. Unsere erste Frage galt der Unterkunft, die man nicht billiger haben kann, als für anderthalb Gulden im Monat. Das dünkte uns zuviel für unsere dünnen Beutel. Wir erkundigten uns weiter, gegen welches Entgelt wir uns bei einem Bürger einlogieren könnten. Man versicherte uns, das koste 40 oder mehr Gulden im Jahr. Da änderten wir unsern Sinn und wandten uns nach Bourges. Hier aber fanden wir äußersten Mangel und große Not, und alle schönen Künste, die Rechtskunde ausgenommen, scheinen uns hier gänzlich brachzuliegen. Wenn wir auch einsehen, wie wenig das in unsern Plan paßt, sind wir eben doch zum Bleiben gezwungen, von der langen Reise ausgepumpt. Deswegen schreibe ich Euch, damit Ihr begreift, was für ein Loch unser Beutel bekommen hat. Und darum bitte ich Euch in all Eurer Güte: laßt uns Geld zukommen, sobald es nur irgend geht. Seid Ihr doch der einzige, dem wir wie unserm treuen Schutzpatron vertrauen. Wenn Ihr uns im Stiche laßt, sind wir verloren.

Konrad Gesner über Paris

Ich bin anfangs Dezember von Paris hierher nach Straßburg gekommen, einmal, weil meine Auslagen von Tag zu Tag höherstiegen, aber auch, weil ich es nicht mehr aushielt, die schreckliche Unterdrückung dort mit anzusehn. Von unbedachten Leuten sind ein paar Flugschriften, in Neuenburg, wie es heißt, gedruckt, heimlich angeschlagen worden. Sie greifen den Mißbrauch der Messe und die leibliche Gegenwart im Abendmahl an. In der gleichen Nacht wurden sie in Paris und in Orléans und sogar an der Tür des königlichen Gemaches angebracht. Das war das Signal zum Krieg. Ungezählte wurden eingekerkert; das Gerücht geht: über dreihundert. Auf unerhörte Art wurden sie lange und elendiglich gefoltert und verbrannt. Man spricht von endlosen Listen von Verdächtigen. Ich bin geflohen, weil ich solche Grausamkeiten weder sehen noch anhören mochte.

Bevor das begann, schätzten alle Leute Eure Bücher, daß es zum Staunen war, kauften sie eifrig und sprachen von Euch mit größter Verehrung. Aber jetzt, wo fast jedes Haus einzeln durchsucht wird, werfen sie die frommen Werke ins Feuer oder in die Seine. Ich und ein gelehrter Spanier, die wir viele besaßen, wurden endlich von unserm Gastwirt verklagt, der uns nur noch dulden wollte, wenn wir die Sache einem Geistlichen vorlegten, der uns decken würde. Wir vermochten schließlich den Bruder des Bischofs dazu, der diesen gerade vertrat und evangelisch ist. So kamen wir davon. Er aber ist schon selbst gefangen gesetzt. An den Bruder, den Pariser Bischof, trauen sie sich nicht, obgleich man weiß, daß auch er evangelisch ist.

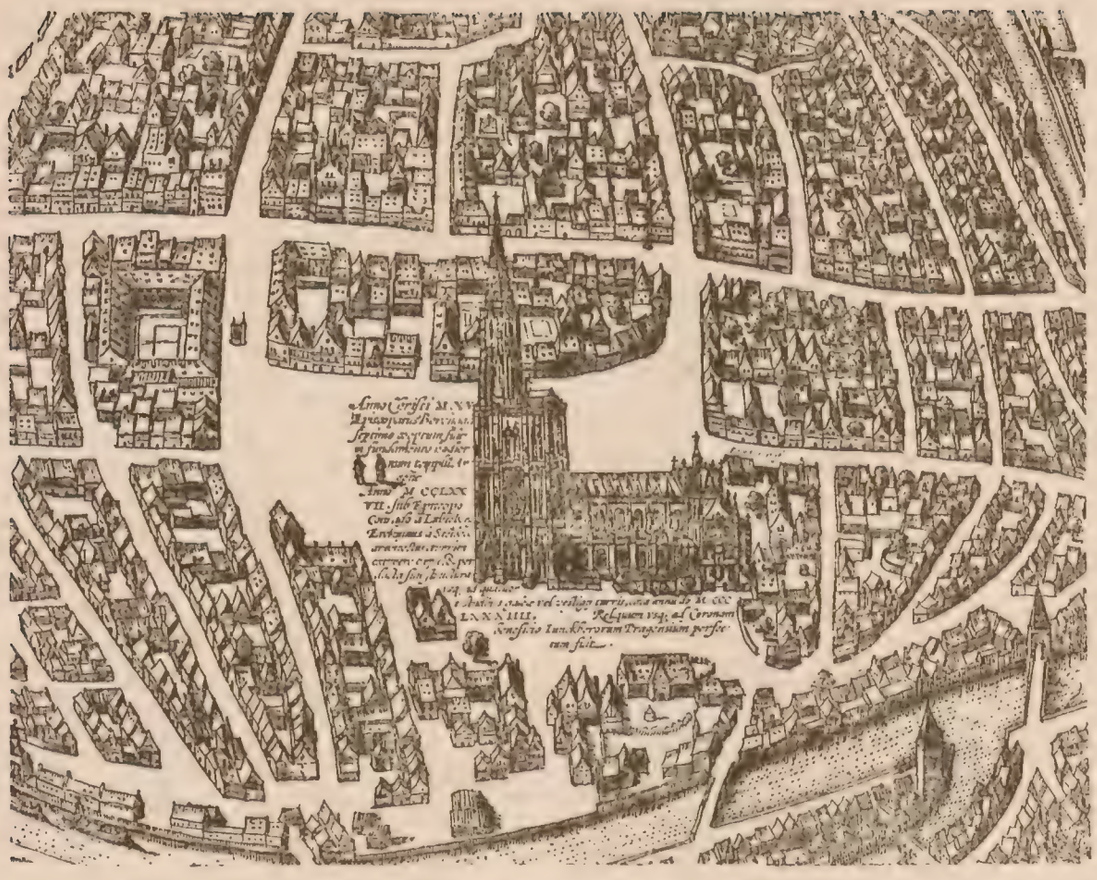
In den Jahren 1538 und 1539 schreibt Rudolf Gwalther aus Straßburg. Er hat Quartier beim Pfarrer Bedrot, der schon drei Jahre vorher den unglücklichen Heinrich Lavater bei sich aufgenommen hatte, von dessen frühem Tod Pfarrer Dasypodius an Bullinger berichtet.

Dasypodius aus Straßburg, 1535

Ein schweres Unglück hat mich erschüttert, der traurige und plötzliche Tod von Heinrich Lavater, von dem ich Euch kurz berichten will.

Bedrot kam nach dem Abendessen mit Grynäus zusammen, während alle seine Zöglinge — wie er meinte — zu Hause beisammen waren. Tatsächlich hatten sich aber Lavater und Lindauer heimlich fortgestohlen an die Ufer der Ill, nicht weit vor den Stadtmauern. Als sie eben daran waren, ein Bad zu nehmen, überraschte sie zufällig der Leiter unseres Kollegiums mit einigen seiner Schüler und erlaubte diesen, mit ihnen zu baden. Während die andern an einer seichten Stelle dicht am Ufer blieben, schwamm Lavater mit seinem Freund kühn ans andere Ufer hinüber. Als sie unter den bewundernden Zurufen der andern mit gleichem Mut zurückzuschwimmen trachteten, verließen plötzlich den armen Heinrich die Kräfte, dort, wo der Fluß am tiefsten ist, so daß er sich nicht mehr heraushelfen und ihm auch keiner beispringen konnte. Die dabei waren, vermuten, daß ihn beim Schwimmen ein heftiger Krampf befallen habe. Er soll selbst gesagt haben, ehe sie ins Wasser stiegen, er stehe hinter keinem im Schwimmen zurück, wenn er nur nicht so leicht vom Krampf befallen würde. Was übrigens, wie uns schließlich jener Lindauer gestand, am gleichen Morgen und am gleichen Ort beinahe schon einmal geschehen wäre.

Bedrot hatte allen seinen Zöglingen das Baden mehr als einmal verboten. Zufällig hatte er noch beim Mittagsmahl gescherzt über den alten Volksaberglauben, daß der Sankt Ulrichstag verhängnisvoll sei: viele gingen an diesem Tage im Wasser oder durch einen



Das Straßburger Münster und seine Umgebung. Nach Georg Braun und Franz Hoogenbergh: Civitates orbis terrarum, (1572—1617)

Fall zugrunde. Das alles hielt den armen unbedachten Heinrich nicht vom dunklen Geschick zurück, das auf ihn wartete. Er forderte es heraus und mußte untergehen.

Rudolf Gwalther aus Straßburg, 1538

Da die Pest in Basel auch das Haus von Myconius verseuchte, beschloß ich, mich nach Straßburg zu wenden, nicht so sehr der Pest wegen, sondern weil fast alle Dozenten in Basel ihre Vorlesungen einstellten. Wie ich denn zufällig an die Schifflände komme, finde ich ein Schiff, das sich gerade zur Abfahrt rüstet. Schleunigst kehre ich nach Hause zurück und schreibe Euch mit fliegender Feder diesen Brief.

Wir hatten dann mit unserm Schiff eine zwar ungefährliche, aber sehr unbequeme Fahrt. Erst am vierten Tag erreichten wir Straßburg. Es hatten sich so widrige Winde erhoben, daß wir an vielen Orten stundenlang und in Breisach sogar einen ganzen Tag warten mußten.

Hier steht es nun so mit mir: ich bin unter einem guten Stern nach Straßburg gekommen. Die Wissenschaften blühen hier wunderbar. Um so mehr tut mir leid, daß ich nicht lange bleiben kann. Hier herrscht, so heißt es, eine Teuerung. Bedrot hat mich in sein Haus aufgenommen. Ich muß ihm 27 Straßburger Gulden jährlich zahlen. Ich sehe darum nicht, wie ich länger hierbleiben könnte; billiger kann ich nirgends unterkommen . . .

Von Straßburg zog Gwalther 1540 nach Marburg, an die Hohe Schule des Landgrafen Philipp von Hessen. Sie sagte ihm gar nicht zu. Daß die Zustände dort auch später noch, nach dem Schmalkaldischen Krieg, recht übel waren, geht aus vielen Briefen der Zeit hervor.

Gwalther aus Marburg

Ich esse hier im Kollegium, wo täglich über siebzig zur Mahlzeit in einem Saal zusammenkommen. Jeder zahlt 15 Gulden. Ihr kennt ja die Lebensweise im Kollegium. Was wir weniger fürs Essen ausgeben, müssen wir für Schlafen und Wohnen hinlegen, so daß die Ausgaben auch in Basel nicht größer sind, nämlich 23 Gulden.

Für Anfänger und Rekruten der Wissenschaften gibt es hier brauchbare Vorlesungen. Wer aber darüber hinaus ist, findet hier nicht, was er braucht. Zwar gibt es gute private Vorlesungen und andere, für die man besonders zahlt. Aber unsere Geldknappheit erlaubt uns nicht, sie zu besuchen. Umgekehrt will ich auch nicht Leute um etwas bitten, von denen ich weiß, daß sie nicht glauben wie wir. Wenn ich hier keine günstige Gelegenheit finde, scheint es mir unnütz, hier Zeit zu verlieren. Wittenberg wird sehr gerühmt, wohin jetzt ein paar Berner gegangen sind. Ich weiß allerdings, was Ihr dort fürchtet. Aber das müßt Ihr auch in Marburg und in allen andern deutschen Städten fürchten. Ihr wißt, was ich meine. Hier sind die Sitten so, daß ein junger Mensch nur an wenigen und nur an den Gebildetsten sich ein Beispiel nehmen kann. Nie in meinem Leben hab' ich eine solche Weinsauferei gesehen. So sind auch die Sitten gänzlich verdorben.

Da ich auf keinen Fall hier länger bleiben will, halte ich mich von allem Umgang fern, auch von den Vorlesungen und Disputationen, damit ich nicht in Streitereien verwickelt werde, die über religiöse Fragen entstehen. Was sollte ich auch tun? Was nicht zu ändern ist, muß man ertragen. Zwingli hier zu verteidigen, ist nicht meine Sache. Und wär' es meine, dann wäre es ge-

fährlich. Ich würde mich in unentwirrbare Verwicklungen und Zwistigkeiten voller Haß verstricken.

Die Sittenordnung ist hier so, wie Bacchus sie seinen Jüngern und Venus ihrem Lustorden vorschreibt: saufen und es wieder von sich geben. Niemand schämt sich, einem zuzuschauen, der durch die Gasse torkelt, nein, man rühmt ihn, man lacht und scherzt über ihn. Seht Ihr einen Studenten, so wißt Ihr nicht, habt Ihr einen Soldknecht oder einen Musenjünger vor Euch. Aber wie sollten auch die Schüler solche Sitte nicht üben, wenn die meisten von den Professoren ihr frönen? Ein schwindliger Kopf macht doch die Glieder lahm.

Was ich Euch von der Doppelehe des Fürsten schrieb, ist nichts als wahr. Er hat sich das Edelfräulein Martha von Saal, das früher zum Hofstaat seiner Schwester gehört hatte, zur Nebenfrau genommen. Zu dieser Ehe haben hessische Theologen ihre Zustimmung gegeben, mit ihrem Haupt und Anführer Melander. Manche behaupten, daß selbst Bucer beigepflichtet habe, ich weiß aber nicht, ob das wahr ist. Ich wollte nur, alle, die daran Schuld haben, verschwänden ans äußerste Ende der Welt. Luther jedenfalls hat jene theologischen Windbeutel mit scharfen Worten angegriffen.

Das Fräulein lebt in einem Kloster Wiesenstein mit ein paar vornehmen Damen, die ihr der Fürst beigegeben, unterscheidet sich in nichts von der wahren Fürstin und will Namen und Ehre respektiert wissen. Es heißt, sie habe 20 000 Gulden als Morgengabe erhalten. Die gute Fürstin aber, allen Rechtens Gemahlin, Mutter von zwei Prinzen und vier Prinzessinnen, makellos nach Gestalt und Jahren, wird geringgeschätzt und verachtet.

Wenn Ihr wollt, daß ich länger hierbleibe, hütet Euch aber, daß nicht zu viele erfahren, was ich Euch berichte. Es ist ein Kapitalverbrechen, wie ich höre, diese Ehe anzugreifen, die nach göttlichem Spruch anerkannt sein soll.

Gwalther wollte von Marburg nach Wittenberg übersiedeln. Aber die Zürcher waren nicht dafür zu haben, obgleich — oder gerade weil? — dort der berühmte Praeceptor Germaniae Philipp Melanchthon als eindrucksvoller Lehrer wirkte. Ein anderer Zürcher, Otto Werdmüller, schrieb 1538 eine hübsche Anekdote nach Hause, die Melanchthon in einer Predigt erzählt habe.

Unweit von hier betrat ein Kaufmann eine Herberge und übergab der Wirtin 200 Dukaten, damit sie sie verwahre über Nacht, wie das so üblich ist. Die Wirtin machte mit dem Wirt aus, sie wollten dieses Geld beseitigen und unentwegt behaupten, daß sie keines von ihrem Gast erhalten. Als nun am nächsten Morgen vor seiner Abreise der Kaufmann von der Wirtin das Geld zurückverlangte, bestritt sie, daß er ihr überhaupt etwas anvertraut habe. Bald kam wie zufällig der Mann dazu, erzürnte sich und rief, seine Frau sei so grundehrlich, daß sie es niemals leugnen würde, wenn sie das Geld empfangen hätte. Zuletzt werden sie tätlich, der Gast wird aus dem Hause geworfen, steht auf dem Markt und will mit Gewalt wieder eindringen. Als dies der Richter im Orte sieht, läßt er ihn als Friedensbrecher ins Gefängnis werfen, denn darauf steht Todesstrafe.

Ein paar Tage später erschien dem Gefangenen nachts der Teufel in Menschengestalt und sagte ihm den drohenden Tod voraus, vor dem er ihn aber bewahren wolle, wenn er sich ihm übergäbe. Der Kaufmann weigerte sich. Er erkannte den Teufel wohl, hätte doch sonst keiner zu ihm gelangen können, eingeschlossen, wie er war. Als der Böse immer von neuem seine Hilfe versprach, doch ebenso beharrlich zurückgewiesen wurde, fragte er endlich: «Willst Du lieber einen guten Rat von mir?» Der andere bat darum. «Wenn Du auf den Markt gebracht wirst», riet ihm der Teufel, «damit der Richter über Dich urteile, dann verlang einen Anwalt, der Deine Sache verfechte. Sich dann hinter Dich und Du wirst mich in diesem Gewand erblicken. Sag zum Richter, ich sei im Krieg Dein Kamerad gewesen und solle Dein Anwalt sein.»

Wie nun der Angeklagte vor den Richter gebracht wurde, sah er jenen hinter sich, der ihm im Kerker geraten, und verlangte ihn vom Richter zum Anwalt. Der Teufel verfocht seine Sache so, daß alle Zuhörer ihn bewunderten. Unter anderm kam er auch auf das Unrecht, das der Wirt dem Verklagten getan, und behauptete, er habe das unterschlagene Geld aufgespürt und den Platz ausfindig gemacht, wo es vergraben liege. Als der Wirt das hörte, leugnete er trotz allem unentwegt weiter und verschwor sich: «Mögen mich alle Teufel holen, wenn ich von diesem Gelde weiß!» Da wurde er plötzlich vor aller Augen hinweggerissen, und der Böse verschwand mit ihm. Kein Wunder, daß alles staunte. Die Richter fanden das Geld genau so vergraben, wie der Anwalt gesagt, und schließlich erzählte ihnen der Kaufmann alles, was ihn ins Gefängnis gebracht hatte.

Die Schenkenbrüder

Die, von denen man spricht,
Sie seien für Höh'res begabt,
Es habe sie einer enterbt,
Vor der Zeit, lang, lang vor der Zeit —
Die, denen Schaden geschah,
Ehe die Heilkraft erstarkt,
Die nie sich vom Bruche erholt,
Der zu jungem Stamme geschah —

Denen verdämmert der Rest
Ihrer Tage im glänzenden Braun
Einer Schenke am dunkelnden Fluß —

Trunkene Streicher und Bettler
Mit Herzen aus Wachs und Gold,
Mit tiefem Gelächter begabt
Und stürmischer Wehmut bei Nacht —

Die, von denen man spricht,
Schade sei es um sie.

Lonja Stebalin

Die Lukasbirnen

VON TRAUGOTT VOGEL

Der Vater hatte für seine Kinder drei Bäumchen ans Wiesenbord vors Haus gepflanzt, für jedes eines. Das älteste trug frühe Klaräpfel und stand seit Karls Geburt dort am Hang vor dem blauen See. Das mittlere der drei, ein Birnbäumchen, war seit Jahren verwaist; denn Gretchen, dem es der Vater zugedacht hatte, war als kleines Kind gestorben. Seine grünen Früchte wurden im Hause Gretchenbirnen genannt, und die Mutter pflückte sie jeweils spät im Herbste und legte sie auf die Lade im Wohnzimmer, wo sie gemächlich ausreiften. Erst gegen Weihnachten wurden die Gretchenbirnen gelb und weich und erinnerten Karl mit ihrem blumenhaften Dufte an das dahingegangene und schmerzlich entbehrte Schwesterchen.

Endlich im letzten Frühjahr hatte der Vater das dritte der Bäumchen in die Reihe pflanzen können; und er hat ein Stämmchen mit glatter, ledriger Rinde und großen hangenden Blättern gewählt. Kirschen würde es einmal tragen, saftige Knorpel, so schwarz und groß und glänzend wie Christinchens Augen! Denn es war ein Schwesterchen angekommen, allen zum Troste, die immerfort um Gretchen getrauert hatten.

Aber es waren doch drei Bäumchen und nur zwei Kinder! Und Karl wunderte sich, wie bald Vater und Mutter ob der Freude am Neugeborenen das arme Gretchen vergaßen, ja, ihm wollte scheinen, erst jetzt sei Gretchen gestorben und wohne nicht mehr im Hause. Die Untreue der Eltern hat ihn zuerst befremdet, dann sammelte sich das Weh zu einer kummervollen Empörung; da Karl indes von bedächtiger Sinnesart war, schwieg er und zog sich in sein versehrtes Gemüt zurück, wo er still das Andenken an die aufgegebene Schwester hütete.

Gretchen aber lebte ihm am deutlichsten in jenem Birnbäumchen an der Halde. Dem Bäumchen gehörte deshalb seine Liebe und Sorge: zur Zeit des Blühens trug er ihm Wasser zu, er hielt die Blattscheibe rund um das Stämmchen von Unkraut frei, und im Sommer wußte er über Zahl und Beschaffenheit der Birnen ebenso genauen Bescheid wie über die Aepfel seines eigenen Besitztums nebenan. Den jungen Kirschbaum jedoch schien er nicht zu achten; und es stimmte die Eltern nachdenklich, als sie erkannten, daß er der toten Schwester auf unmäßige Weise zugetan blieb und sie der lebendigen kleinen Christine ungebührlich vorzog; doch vertraute man seiner gesund ererbten Natur, die ihn von der verstockten und, wie sie glaubten, trotzigen Anhänglichkeit befreien und vor der drohenden Verdüsterung des Gemütes bewahren würde.

Im Frühherbste dann, als sein Klarapfelbaum wieder voll gelber Früchte hing, kam es zutage, von welcher Art sein Herz war, und daß nicht Trotz, sondern Treue sein Wesen bestimmte. Der Vater hatte eines der großen Fässer aus dem Keller in die Hofstatt gerollt und unterm Nußbaume beim laufenden Brunnen auf hölzerne Widerlager gesetzt. Das erste Obst war reif geworden und begann schon hier und dort zu fallen; um den jungen Saft zu fassen, mußten die leer gewordenen Fässer gefegt, gespült und ausgeschwefelt werden. Keiner vom Hofe außer Karl war imstande, durch das enge Türchen in dieses größte der Mostfässer zu schlüpfen und drinnen mit brühheißem Wasser das Gewölbe von den Rückständen reinzubürsten. Seit Jahren übte Karl diese Pflicht geradezu als Vorrecht, und ein einziges Mal, als er die Arbeit hatte unterlassen müssen, war es denn auch geschehen, daß sich der Most nicht hielt und mit einem Stich ins Saure zu zerfallen begann.

Damals, wenn er das hohle Haus sauber gefegt und gespült hatte, war jeweils Gretchen zu ihm ins feuchte, säuerlich riechende Tonnengewölbe geschlüpft. Dann blühte zwischen ihnen die erregte Kerzenflamme, und sie sangen die frommen Lieder, die sie von der Magd gelernt hatten. Und einmal hat Gretchen voll Uebermut das zuckende Licht ausgeblasen: da atmeten sie im Dunkeln, hörten ihre Herzen schaffen, und durch das Spundloch fiel ein Strahl des harten, strengen Lichtes aus einer fernen, obern Welt.

Heute stand Karl wieder vor dem großen Faß, barfuß und mit entblößtem Oberkörper; neben ihm dampfte feierlich das Wasser aus der Küche. Unterm Faßtürchen brannte die Kerze, und er hielt die Reisbürste in der Hand. Es war ein Samstagabend. Der Vater war mit dem Pferdewagen zu Tal gefahren; in der Stube bei den Begonien saß die Mutter hinter den geschlossenen Fenstern und stillte die kleine Christine. Aus der Küche hörte er die alte Kläre singen; das Herdfeuer knisterte in ihr frommes Lied, und Karl verstand die Worte: herrlich, herrlich werde es einmal sein, wenn wir ziehn von Sünden frei und rein in das gelobte Kanaan ein . . .

Er lehnte sich an die gebauchte Faßwand und sah aus gekniffenen Augen über die Hofstatt und zu den drei Bäumchen hinüber. Der Turm der Dorfkirche stach aus dem Grase und hob seinen vergoldeten Hahn ins rot verfärbte Laub des Kirschbäumchens. Wenn Karl mit dem Kopf nickte, mußte der Gockel zu picken anfangen und gegen Kirschen hacken, die es dort gar nicht gab und die auch nie vorhanden gewesen waren. Es wären Christinchens Kirschen, und Karl fiel es nicht ein, sich gegen das eingebildete Treiben des Turmhahns zu wehren. Lasse der sich's nur nicht einfallen, auf den Klarapfelbaum überzusetzen oder sich gar hinter die Gretchenbirnen zu machen!

Karl war heute schon zweimal ins große Faß geschlüpft und hatte die Innenwände und Fugen mit enthärtetem Wasser ausgefegt; jetzt mußte nur noch ein letztes Mal gespült werden. Aber er zögerte, unter Tag zu steigen, als habe er auf jemanden zu warten. Beide Male, als er sich durch das schmale Faßtürchen gezwängt hat, ist er innegeworden, daß sein Leib sich verändert haben muß. Er war gewachsen; er war größer, vielleicht auch anders geworden; sowohl der Körper als er selbst. Drum hat er sich in der hallenden Grotte, in dieser so feierlichen Unterwelt, nicht länger als nötig aufgehalten und ist nach der Arbeit unverweilt wieder ans Licht gestiegen.

Der Nußbaum roch herb herab; die Kerze schwelte warm her-

auf. Die Magd sang immer noch zum knisternden Herdholze. Und der Turmhahn mußte durchs Kirschenlaub pirschen. Karl wartete; es duckte sich etwas in ihm und lauerte; denn es wollte etwas eintreffen, das ihn abhielt, abermals in die dämmrige Gruft zu tauchen.

Bei den drei Bäumchen am Wiesenhang stellte es sich nun auch tatsächlich ein! Es war zwar nur ein fremder, kleiner, ärmlicher Knabe. Karl bückte sich hinter die Wölbung des Fasses, und sogleich entfuhr der Turmhahn dem Kirschenlaube. Drüben strich der fremde Knabe gebückt durchs Gras und sammelte gefallenes Obst in ein schadhaftes Tragnetz. Jetzt kreiste der Eindringling um den Klarapfelbaum, durchkämmte mit gespreizten Fingern das Gras und erdreistete sich, da er nichts zu ernten fand, mit den Achseln gegen das Stämmchen zu stoßen, um derart von den gelben Aepfeln herabzuschütteln.

Karl verfolgte das Treiben des Frechlings mit neugierigem Gleichmute. Es schmeichelte ihm, seinen Baum umworben und dessen Früchte begehrt zu wissen. Was dort im grünen, hellen Abend vor sich ging, geschah wie in einer andern Welt und vollzog sich nach einem Plane, der von hier aus nicht zu ändern war. Erst als der kleine Dieb nach den Zweigen des Gretchenbaumes zu springen begann, die Aeste herabzog und von den grünen, harten Birnen eifrig in sein Netz pflückte, erwachte Karl aus seiner Gelassenheit. Gleichsam um sich selbst zu ermuntern und auf die Beine zu rufen, schob er zwei Finger zwischen die Lippen, stieß einen scharfen Pfiff aus und lief in Sprüngen über die Hofstatt und den Wiesenrain hinunter.

Der Ueberraschte hielt noch den Ast zu sich herabgezogen, als Karl wie aus dem Laub gefallen vor ihm stand. Der Ast schnellte in die Höhe und schlug mit seinen Blättern dem Dieb ins Gesicht.

«Mitkommen!» befahl Karl, fuhr dem Kleinen mit der Bürste, die er noch in der Hand hielt, rasch übers Haar, nahm ihm das Tragnetz ab und kletterte die Böschung hinan. Der Frevler folgte ohne Zaudern und schien nur um sein Diebsgut besorgt zu sein. Beim Faß oben, unterm Nußbaume, griff Karl ins Netz und reihte die grünen, harten Birnen auf den Brunnenrand. «Weißt du, was du getan hast?» fragte er mehr betrübt als empört vor sich hin, und der Kleine stand dabei, zuckte mit den magern Achseln und sah sich scheu im Hofe um. «Du hast etwas ganz Böses getan», fuhr Karl leise fort, «du hast einem Toten etwas gestohlen. Verstehst du?»

Jetzt blickte der Kleine erstaunt und nachdenklich vor sich nieder, kratzte sich am Arme, versuchte zu verstehen und gab es schließlich auf, die besondere Art seines Vergehens begreifen zu wollen. Er lächelte um Verzeihung und zeigte im verlegenen Lächeln zwei breite, gelbe Schaufelzähne.

«Die Aepfel kannst du behalten», lenkte Karl ein, gerührt vom Anblick dieser hilflosen Spitzmaus, «die schenk' ich dir. Sie sind von meinem Baum. Aber die Birnen, weißt du, dafür wirst du bestraft. Den Toten etwas wegnehmen, gewiß, du, das ist das allerschlimmste. Du bist ein Erzschelm!»

Karl hatte eben jetzt dieses Wort vom Erzschelm gefunden; es war ihm eingefallen oder eingegeben worden, und tief befriedigt stellte er fest, daß es seine Wirkung tat: der kleine Sünder schlug in heftiger Erregung die Wimpern und sagte ehrlich betrübt: «Es tut mir leid.»

«Das mußt du ihm selber sagen», beschied Karl ihn unbesonnen, tat recht gleichgültig, als ginge es um das Alltäglichste und zählte die Gretchenbirnen auf dem Trograndе. «Zwölf, du Schlingel! Und sie sind noch lange nicht ausgewachsen. Das ist ganz bös!»

«Ja, das ist dumm», bestätigte der Kleine; und nachdem er sich wieder umgesehen hatte, als erwarte er jemanden, fragte er leise: «Wie heißt er?»

«Wer?»

«Der, dem sie gehören. Und wohnt er hier?»

«Es ist ein Kind, ein Mädchen, meine Schwester.»

«Hörst du, ich will ihm versprechen, daß ich ihm keine Birnen mehr nehmen wolle. Wo ist es daheim?»

«Hier.»

«Hier im Haus? Und wie heißt es?»

«Gretchen.»

«Wie noch?»

«Wie ich. Und der Baum gehört ihm. Jetzt ist es sicher traurig.»

«Ganz gewiß. Aber ich will nicht, daß es traurig bleibt. Ich habe ja nicht gewußt, daß es gestorben ist. So sag, wo ist es?»

Karl mußte einsehen, daß es jetzt für ihn kein Entweichen gab, weder in eine Lüge noch in die Vernunft. Dieser kleine Strolch war eingebrochen in sein stilles Land, wo er sich bisher allein mit dem Schwesterchen aufgehalten hatte. Eben da er sich aufgemacht hat, um die Grenze zu überschreiten und landesflüchtig zu werden, ist ihm dieser wunderliche Fremdling begegnet. Er setzte zum Versuche an, den Ungerufenen abzufertigen und sagte: «Ich will es ihr sagen, es sei dir leid. Wie heißt du?»

«Ich heiße wie mein Großvater, auch Lukas. Für ihn brauche ich das Netz. Ich muß es wieder haben. Und jetzt sag mir, wo das tote Kind ist. Ich will kein Erzschelm sein!»

«Du kannst es nicht sehen. Es ist . . . es ist nicht mehr da.»

«Nicht mehr da?» Wieder sah sich der Kleine langsam und vorsichtig um, blickte zum grünen, tief herabhangenden Blätterdach des Nußbaumes empor, suchte die hohe Wand des Wohnhauses, die braune Scheune und den Stall ab und lauschte der Magd, die vom himmlischen Zion sang. Und voll des ungestillten Hungers nach dem geahnten Wunder, fragte er forschend und lauernd vor Argwohn: «Sie ist nicht da? Nicht mehr da? Dann braucht sie auch keine Birnen. Und du hast gelogen und bist selber ein Erzlügner.» Er lächelte dazu, aber aus einer gekränkten Wehmut heraus. Und seine Schneidezähne nagten die Unterlippe.

Erst jetzt begriff Karl, wie groß er geworden und wie weit hinter sich er sein eigenes bisheriges Leben gelassen hatte. Mit einem Male war sein zehnjähriger Mensch verwandelt worden. Und schmerzlich sehnte er sich, nochmals zurückzukehren und durch das enge, schmale Tor in die dämmerige, gewölbte Grotte der verlorenen Kindheit zu treten. «Komm», sagte er bittend, bückte sich zum Faßtürchen, schob die immer noch brennende Kerze durch die Oeffnung und hieß den kleinen Freund ins dunkle Innere schauen. «Hier!»

«Da wohnt sie?»

Statt zu antworten, zwängte Karl Kopf und Schultern durch den Türausschnitt, zog Rumpf und Glieder nach und kauerte sich drinnen zurecht, das Kinn an den Knien, einem Verfolgten gleich, der sich ins niedere Versteck duckt. Lukas kam nachgekrochen, schmiegte sich Karl gegenüber in die Wölbung wie ein ungeborener Vogel ins Ei und blickte mit erwartenden Augen an der Kerzenflamme vorbei in die unbegreifliche, geheimnisvolle Nacht. «Wie in der Kirche», sagte er froh und feierlich. «Hört sie mich jetzt?»

Karl nickte ihm zu; er brauchte nicht zu lügen. Gretchen war ihm ganz nahe.

«Soll ich ihr sagen, es tue mir leid und ich wolle ihr keine Birnen mehr stehlen? Und ich sei kein Erzschelm, weil ich es doch für den Großvater tun muß, sonst kann er keinen Tabak kaufen. Meinst du, sie höre uns? Und was sagt sie?»

Karl schloß die Augen; er roch den warmen Hauch der Kerze. Seiner Lebtag würde er diesen Atem riechen.

«Sprich, was sagt sie?» drängte der kleine Lukas.

Karl tat langsam die Augen auf. Dort, wo einst Gretchen gesessen hatte, kauerte der neue Knabe mit den rührend großen Nagezähnen im spitzen Munde. «Die Birnen gehören dir, Lukas.

Gretchen schenkt sie dir. Du bist kein Schelm mehr. Es schenkt dir den ganzen Baum. Willst du ihn?»

Lukas schien nicht zu begreifen; er blinzelte ins Licht und meinte: «Einen Totenbaum?» Dann schüttelte er den Kopf. «Die Birnen schon, aber den Baum lieber nicht. Ich habe auch keinen Platz dafür.»

Sie kamen überein, daß der Baum stehenbleiben müsse, wo er stand; sie fanden es auch in Ordnung, daß Tote keine Bäume besitzen wollten und sie den Lebenden zusprachen, nicht weil den Abgeschiedenen keine zustünden, wohl aber weil schließlich die ganze Welt, sowohl Erde als Himmel, allen gehörte, also auch den Heimgegangenen; und als Karl erfuhr, daß der kleine Lukas seine Nächsten und Liebsten verloren hatte und in kümmerlichen Umständen bei alten Leutchen, die er Großeltern nannte, untergebracht war, festigte sich in ihm die Ueberzeugung, dieser arme Lukas sei als Gretchens Stellvertreter eingetroffen. «Willst du mein Bruder sein?» fragte er, «und jeweils ins Faß schlüpfen, weil ich nun bald zu groß geworden bin? Gut, es braucht aber dazu saubere Füße, und ich will dich gleich lehren, wie man kauernd fegt und schruppt, und wie du es anstellen mußt, damit kein Wasser auf die Kerze rinnt und das Licht nicht ausgeht.»

Als der Vater mit dem Fuhrwerk auf die Hofstatt und unter den Nußbaum gefahren kam, blieb er überrascht auf dem Bocke sitzen; denn er bemerkte die Reihe der grünen Birnen auf dem Rande des Brunnentrogs und vernahm aus dem großen Fasse zweistimmigen Gesang.

Er knallte mit der Peitsche; da wuchsen aus dem Faßtürchen zwei rotgescheuerte Füße, gefolgt von einem schmächtigen Knabenleibe, und dann stand ein Bürschchen mit bleichem Mausgesicht da und nannte sich Lukas. Und Karl bereitete es mehr Mühe als je zuvor, sich durch den engen Ausschlupf in den sammetgrünen Abend zu stoßen. Das Faß wackelte gefährlich in seinen Widerlagern und drohte zu entrollen.

Der Vater wies mit dem Peitschenstiel auf die grünen Birnen des Brunnenrandes. Da huschte Karl zum Vater auf den Kutschbock und sagte: «Vater, es sind Lukasbirnen!» Zum Erstaunen der Mutter und der Magd blieben sie noch lange oben sitzen und winkten auch den kleinen Lukas herauf.

Die Katzen des Herrn Ansaldo

VON LORENZO MAGALOTTI

Zu der Zeit, da unser Amerigo Vespucci die neue Welt entdeckte, lebte in unserer Stadt ein Kaufmann, namens Ansaldo degli Ormanni; zwar war er sehr reich, doch, vielleicht in dem Wunsche, seinen Reichtum zu verdoppeln, rüstete er ein großes Schiff aus und begann damit, nach den neuentdeckten Ländern Handel zu treiben.

Nachdem er nun schon zwei- und dreimal diese Fahrt mit Glück und reichem Gewinn bestanden hatte, gedachte er sie ein viertes Mal zu unternehmen; kaum war er jedoch aus Gade ausgelaufen, als sich ein schrecklicher Sturmwind erhob, so daß viele Tage vergingen, ohne daß er hätte sagen können, wohin er getrieben wurde. Aber das Schicksal war ihm gnädig und ließ ihn eine Insel anlaufen, die Kanaria genannt wird.

Kaum war er gelandet, als auch schon der König der Insel, der von der Ankunft des Schiffes Kunde erhalten, ihm mit seinem ganzen Gefolge entgegenkam und Messer Ansaldo einen freudigen Empfang bereitete. Um ihm seine Freude zu beweisen, lud er ihn auf sein königliches Schloß, ließ die Tafeln fürstlich herrichten und nahm mit Messer Ansaldo daran Platz. Ansaldo wunderte sich sehr, daß die vielen Jünglinge, die den König bedienten, lange Stecken in Händen hielten, wie sie Büßer zu tragen pflegen. Doch kaum waren die Speisen aufgetischt, als er auch schon des Rätsels Lösung erriet; denn ungezählt strömten von allen Seiten dicke Mäuse herbei und stürzten sich über die zarten Speisen, daß er nur staunen konnte. Mit größter Mühe nur vermochten die Jünglinge mit ihren Ruten die Teller zu verteidigen, von denen der König und Messer Ansaldo speisten.

Als Ansaldo hörte und selber wahrnahm, welch ungezähltes Heer dieser eklen Tiere auf der Insel hauste, ohne daß sich jemals eine Möglichkeit zu deren Vertilgung gefunden hätte, versuchte er, dem König durch Zeichen verständlich zu machen, daß er ihm ein Mittel geben wolle, um das Land gänzlich von dieser Plage zu befreien. Und sogleich lief er zum Schiff, holte zwei wunderschöne Katzen, ein Männlein und ein Weiblein, und brachte sie dem König.

Nun ließ er nochmals auftischen, und kaum daß der Duft der Speisen die Luft durchzog, kam auch die gewohnte Prozession wieder zum Vorschein; allein, die Katzen kämpften sich so wacker durch, daß sie in kürzester Zeit ein großes Morden vollbrachten.

Darüber ward der König hoch erfreut, und um Messer Ansaldo für seine Hilfe gebührend zu belohnen, ließ er Perlen, Gold, Silber und Edelsteine die Menge herbeitragen und machte sie Messer Ansaldo zum Geschenk. Jenem schien nun, er habe für seine Ware genug eingetauscht, daher er, ohne noch weiter gen Westen zu ziehen, die Segel setzte und reich beladen heimwärts fuhr.

In seine Heimatstadt zurückgekehrt, erzählte er im Freundeskreise des öfteren, was ihm mit dem König von Kanarien begegnet war, so daß einen seiner Freunde, Giocondo dei Fifanti, die Lust ankam, nach Kanaria zu segeln und dort auch sein Glück zu versuchen. Er veräußerte daher ein Besitztum, das er in Val d'Elsa hatte, und kaufte aus dem Erlös viel kostbaren Schmuck, Ringe und Gürtel. Aus Furcht, es könne ihm aus seinem Entschluß etwa Tadel erwachsen, gab er an, ins Heilige Land ziehen zu wollen, wandte sich nach Gade und schiffte sich ein.

In Kanaria angelangt, bot er dem König seine Schätze dar; denn er berechnete, wenn er Messer Ansaldo für zwei Katzen so reich beschenkt hat, was wird erst mir als gerechte Gegengabe zufallen! Aber der gute Mann täuschte sich; denn der König, der Giocondos Gaben wohl zu schätzen wußte, vermeinte sie nicht würdiger erwidern zu können, als indem er ihm eine Katze überreichte. Er ließ daher das schönste Exemplar von den Nachkommen von Ansaldos Katzenpaar auswählen und machte es Messer Giocondo zum Präsent.

Also um alles betrogen und bettelarm, kehrte Giocondo nach Florenz zurück, wo er nicht müde wurde, den König, seine Mäuse, Messer Ansaldo und seine Katzen zu verfluchen. Doch tat er unrecht daran; denn der gute König hatte ihm mit jener Katze das Wertvollste geschenkt, das in seinem Lande zu finden war.

(Aus «Die schönsten italienischen Novellen aus acht Jahrhunderten», Band II, herausgegeben von Giuseppe Zoppi, Manesse-Bibliothek, Zürich 1946.)

MEMPHIS

Assortiment de Luxe

Jeder Freund blumiger Orienttabake sagt mit uns:

Bessere Cigaretten gab es nie!

No. 1	*No. 2*	*No. 3*
GRAZIOSA	**DIVIA**	**PADISHA**
format mignon 8 cts	*format extra long 9 cts*	*grand format 10 cts*

Neben den Frischhalte-Dosen zu 50 Cigaretten bekommen Sie auch cellophanierte Taschenpackungen zu 20 bzw. 25 Cigaretten.

CIGARETTENFABRIK
MEMPHIS
DÜBENDORF-ZÜRICH

Heute abend

EINE ITALIENISCHE NOVELLE AUS DEM 16. JAHRHUNDERT

VON GIOVAN FRANCESCO STRAPAROLA

In dem Flecken Santa Eufemia unter Campo Sanpietro auf dem Gebiet der berühmten und weitbekannten Stadt Padua wohnte schon vor langer Zeit Ghirotto Scanferla, ein für einen Landmann sehr reicher und mächtiger, aber aufrührerischer Mann und ein unruhiger Kopf. Dieser hatte eine junge Frau namens Giliola, die für eine Dörferin bei allen Leuten für sehr schön galt. In diese verliebte sich heftig ein gewisser Simplicio di Rossi, ein Bürger von Padua, und weil sein Haus nicht weit vom dem Hause Ghirottos entfernt stand, ging er mit seiner Gattin, welche liebenswürdig, gesittet und schön war, oft in der Gegend spazieren. Und so viele Eigenschaften die Gattin auch besaß, die sie schätzenswürdig machten, so kümmerte er sich dennoch nicht viel um sie und war so sehr von Liebe zu Giliola entzündet, daß er Tag und Nacht nicht mehr zur Ruhe zu gelangen wußte. Er hielt seine Liebe in seinem Herzen verborgen und wagte sie auf keine Weise zu entdecken, teils aus Furcht vor ihrem Mann, teils wegen des rechtschaffenen Wandels der Giliola, teils auch um der klugen Gattin kein Aergernis zu geben. Herr Simplicio hatte am Hause einen Brunnen, aus dem so klares, wohlschmeckendes Wasser hervorsprudelte, daß nicht nur Lebende, sondern auch Tote hätten davon trinken dürfen. Daher kam Giliola morgens und abends und sooft es nötig war, zu der klaren Quelle, schöpfte Wasser mit einem aus Zweigen geflochtenen Eimer und trug es nach Hause. Die Liebe, die in der Tat niemand frei ausgehen läßt, spornte Herrn Simplicio unaufhörlich. Da er jedoch das Leben kannte, das sie führte, und den guten Ruf, der dafür bürgte, wagte er nicht, sich irgend gegen sie zu äußern, sondern weidete sich nur zuweilen an ihrem Anblick und tröstete damit sein Herz. Sie selbst wußte nichts davon und hatte es nie bemerkt; denn als eine rechtschaffene, in gutem Rufe stehende Frau hatte sie nur acht auf ihren Mann und ihr Haus und auf sonst nichts. Als nun eines Tages Giliola an den Brunnen ging, wie sie es im Gebrauch hatte, um Wasser zu schöpfen, traf sie zufällig auf Herrn Simplicio und sagte in aller Einfalt, wie jede andere Frau auch getan haben würde, zu ihm: «Guten Tag, Herr!»

Er aber antwortete ihr: «Fick.»

Er meinte, durch dieses Wort sie aufmerksam und etwas vertraut machen zu sollen; sie aber dachte an weiter nichts, antwortete ihm auch nicht, sondern ging weiter ihren Angelegenheiten nach. Herr Simplicio hatte oft und viel dieselbe Antwort Giliola gegeben, die ihn immer, sooft sie ihn sah, grüßte; sie aber, die seine Bosheit nicht merkte, kehrte, ohne aufzublicken, nach Hause zurück. Da jedoch Herr Simplicio mit dieser Antwort immer fortfuhr, nahm sich Giliola vor, es Ghirotto, ihrem Mann, zu sagen, und als sie eines Tages in zärtlichem Gespräche mit ihm war, sagte sie: «Mein lieber Mann, ich muß Euch etwas sagen, worüber Ihr vielleicht lachen werdet.»

«Nun was?» fragte Ghirotto.

«Sooft ich», versetzte Giliola, «an den Brunnen gehe, um Wasser zu schöpfen, finde ich den Herrn Simplicio und sage ihm guten Tag; er aber antwortet mir immer: ‚Fick'. Ich habe mich oft und viel über das Wort besonnen, konnte mir aber nie vorstellen, was das heiße: ‚Fick'.»

«Und du», sagte Ghirotto, «was hast du ihm geantwortet?»

«Ich», antwortete Giliola, «ich habe ihm niemals etwas darauf erwidert.»

«Aber in Zukunft», fuhr Ghirotto fort, «wenn er wieder zu dir sagt: ‚Fick!', so antworte ihm: ‚Fack!' Dann sieh wohl zu und merke auf, was er dir sagt! Sonst aber antworte ihm nichts, sondern geh wie gewöhnlich nach Hause!»

Giliola ging um dieselbe Stunde, wie sonst, nach dem Brunnen, um Wasser zu holen, traf Herrn Simplicio und sagte ihm: «Guten Tag!»

Er antwortete ihr nach seiner Gewohnheit: «Fick!»

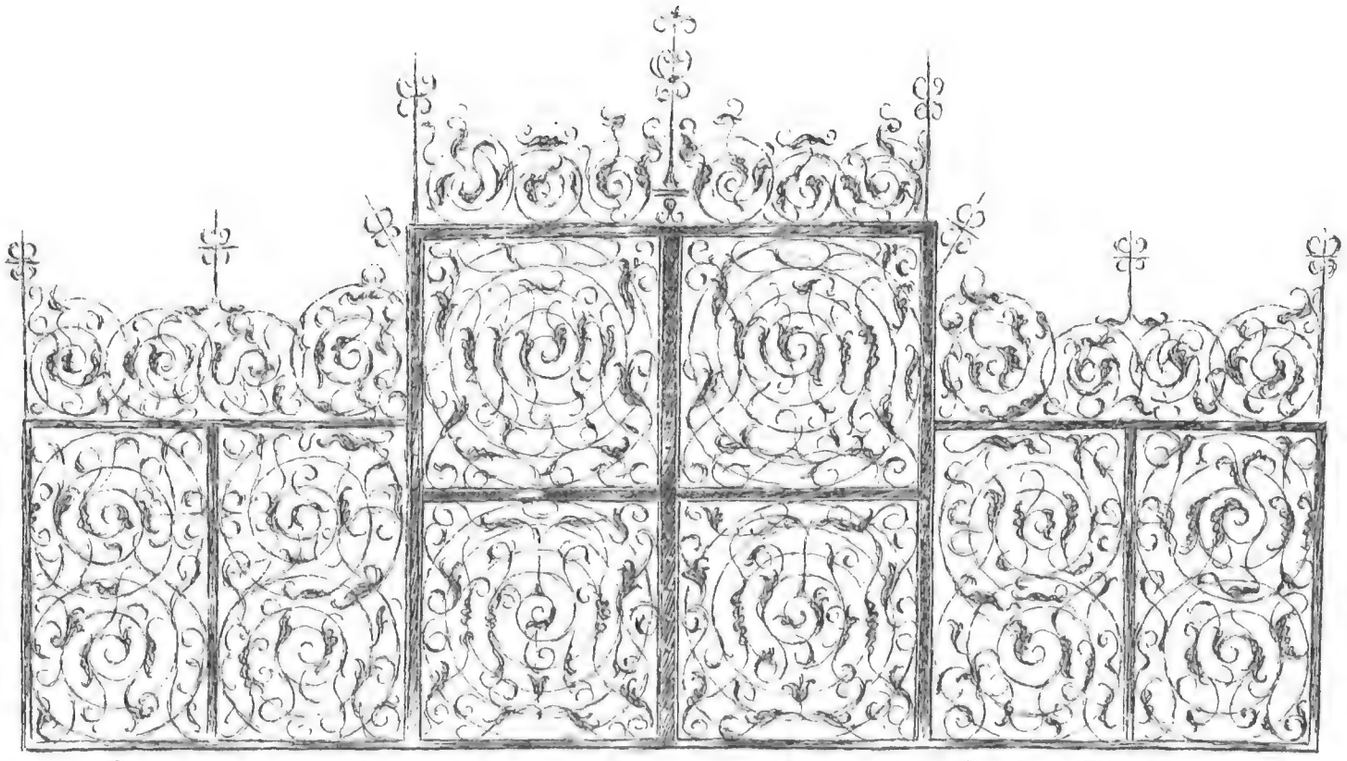
Giliola aber entgegnete, wie ihr Gatte sie unterwiesen hatte, mit: «Fack!»

Darüber geriet Herr Simplicio ganz in Entzücken, dachte, sie habe seine Liebe gemerkt, und meinte, er habe sie jetzt ganz zu seinem Befehl. Deshalb faßte er sich ein Herz und fragte weiter: «Wann soll ich kommen?»

Giliola aber antwortete nichts, wie ihr Gatte ihr aufgegeben hatte, kehrte nach Hause zurück und sagte, von ihrem Gatten befragt, wie es gegangen sei, sie habe befolgt, was er ihr vorgeschrieben, und als Herr Simplicio sie gefragt habe: «Wann soll ich kommen?», habe sie ihm nichts geantwortet.

Ghirotto war, obschon ein Landmann, scharfsichtig genug, um die Worte des Herrn Simplicio gar wohl zu verstehen, und ward deshalb sehr ärgerlich; denn er stellte sich vor, daß diese Reden auf etwas anderes hinauslaufen sollen, als Perlen im Dunkeln einzufädeln. Darum sprach er zu seiner Frau: «Wenn du wieder hinkommst und er sagt: ‚Wann soll ich kommen?', so antworte ihm: ‚Heut' abend.' Dann komm nach Hause und laß mich machen!»

Als nun der folgende Tag gekommen war, ging Giliola nach ihrer Gewohnheit, um Wasser aus dem Brunnen zu holen, und fand Herrn Simplicio, der sie mit größtem Verlangen erwartete. Sie sagte zu ihm: «Guten Morgen, Herr!»



Gitter aus der Marienkapelle Kloster Wettingen, (jetzt in der Kapelle des Landesmuseum Zürich) Erbaut unter Abt Goldlin von Tiefenau, Unbekannter Meister.

Meisterwerke aus verschiedenen Jahrhunderten

Blicken Sie nach oben, blicken Sie nach unten: beide Male finden Sie ein Meisterwerk schweizerischen Schaffens. So verschiedenen Zeiten sie angehören, so sind sie doch beide der Ausdruck des gleichen Willens: Höchstes zu leisten! Könnten Sie doch eine *Tissot*-Uhr in ihrem Werdegang verfolgen! Könnten Sie doch sehen, mit welcher Liebe zum Werk ... ihr Werk geschaffen wird. Eine *Tissot*-automatic bedeutet das letzte Wort der schweizerischen Uhrmacherkunst: stoßgesichert, antimagnetisch, automatisch und *auf den Tausendstel-Millimeter genau gearbeitet.* Nie müssen Sie die *Tissot*-automatic aufziehen — *mit jeder Handbewegung zieht sie sich selber auf.* Rechnen Sie noch dazu das prächtige Zifferblatt, die Gangreserve von 40 Stunden, und Sie werden verstehen, warum es kein schöneres Geschenk gibt als eine *Tissot*-Uhr. Mehr als 200 offizielle *Tissot*-Vertreter, verteilt über die ganze Schweiz, sind gerne bereit, Ihnen die reichhaltige *Tissot*-Kollektion in Damen- und Herrenuhren vorzulegen.

Tissot-automatic für Herren sind in folgenden Preislagen erhältlich: *in rostfreiem, wasserdichtem*

Stahlgehäuse . . von Fr. 125.— bis 140.—
in Gold . . . . von Fr. 375.— bis 619.—

Tissot

Seit 1853

Nur bei den offiziellen *Tissot*-Vertretern erhältlich.

Darauf antwortete Herr Simplicio: «Fick.»

Und sie sagte zu ihm: «Fack.»

Er fuhr fort: «Wann soll ich kommen?»

«Heut' abend», antwortete Giliola.

«Recht», sagte er, «heut' abend.»

Giliola kehrte nun nach Hause zurück und sagte zu ihrem Mann: «Ich habe ausgeführt, was Ihr mir befohlen habt.»

«Und was hat er dir geantwortet?» fragte Ghirotto.

«Recht, heut' abend», sagte Giliola.

Ghirotto, der schon ganz genug hatte, aber nicht von Nudeln und Makkaroni, sagte: «Giliola, komm, wir wollen zwölf Säcke Korn messen, denn ich will tun, als ginge ich in die Mühle, und wenn Herr Simplicio kommt, so empfange ihn freundlich und ehrenvoll! Dann halte einen leeren Sack in Bereitschaft neben den mit Korn gefüllten, und wenn du hörst, daß ich nach Hause gekommen bin, so mach, daß er in den bereitliegenden Sack schlüpft, um sich zu verstecken! Das Weitere überlaß mir!»

«Es sind aber nicht so viel Säcke im Hause, als Ihr verlangt», sagte Giliola.

«So schicke», fiel Ghirotto sogleich ein, «unsere Nachbarin Cia zum Herrn Simplicio und mache, daß er dir zwei leiht, und laß ihm sagen, ich wünsche sie zu haben, weil ich diesen Abend in die Mühle gehe.»

Und so geschah es. Herr Simplicio, der Giliolas Reden aufs beste aufgefaßt hatte und nun sah, daß sie zu ihm schickte, um zwei Säcke von ihm zu entlehnen, glaubte wirklich, ihr Mann gehe in die Mühle, und hielt sich nun für den glücklichsten und zufriedensten Mann von der Welt, da er sich einredete, sie sei ebenso von Liebe zu ihm entzündet wie er zu ihr. Aber der arme Narr ahnte nicht, was gegen ihn angesponnen und vorbereitet war; sonst hätte er sich vielleicht etwas vorsichtiger benommen.

Herr Simplicio, der in seinem Hofe viel gute Kapaunen hatte, nahm zwei der besten heraus und schickte sie durch seinen Diener der Giliola mit dem Auftrag, sie möge sie zubereiten, denn er werde heute abend zu ihr kommen nach der getroffenen Verabredung. Als die dunkle Nacht gekommen war, ging Herr Simplicio heimlich von Hause weg und nach Ghirottos Hause hin, wo er von Giliola liebenswürdig empfangen wurde. Als nun Herr Simplicio die Säcke voll Korn sah, fragte er Giliola, da er geglaubt hatte, ihr Mann sei schon zur Mühle gegangen: «Wo ist Ghirotto? Ich glaubte, er sei schon in der Mühle. Nun sehe ich aber noch hier die Säcke im Hause. Was soll das bedeuten?»

Giliola antwortete: «Herr Simplicio, macht Euch keine Gedanken und fürchtet nichts! Es wird alles gut gehen. Es ist nämlich um Vesperzeit sein Schwager ins Haus gekommen, der die Nachricht brachte, seine Schwester sei schwer belästigt von einem unaufhörlichen Fieber, so daß er sie wohl morgen nicht mehr am Leben treffen würde. Er stieg daher zu Pferd und ritt hinweg, um sie vor ihrem Tode nochmals zu sehen.»

Herr Simplicio, der eigentlich hätte Simpel heißen sollen, nahm dies alles für wahr hin und beruhigte sich. Während nun Giliola geschäftig war, die Kapaunen zu braten und den Tisch zu decken, siehe, da kam Ghirotto, ihr Mann, plötzlich in den Hof, und sobald ihn Giliola hörte, sagte sie, sich sehr betrübt stellend: «Ach, weh uns! Wir sind des Todes!»

Und ohne einen Augenblick zu verlieren, traf sie die Veranstaltung, daß Herr Simplicio in den Sack schlüpfte, der leergeblieben war. Er kroch hinein, wiewohl nicht ohne Widerstreben, und der Sack mit Herrn Simplicio wurde hinten an die andern Säcke, die mit Korn gefüllt waren, gelehnt, und so wartete sie, bis ihr Mann ins Haus käme.

Als Ghirotto ins Haus trat und den Tisch gedeckt sah und die Kapaunen, die in der Pfanne brieten, sagte er zu seiner Gattin: «Was bedeutet das, daß du mir ein so kostbares Abendessen bereitet hast?»

Giliola antwortete: «Ich dachte, Ihr werdet recht müde und matt nach Haus kommen und vielleicht erst um Mitternacht. Damit Ihr Euch dann etwas erquicken und bei Euern beständigen Anstrengungen erhalten könnt, wollte ich Euch etwas Kräftiges zum Nachtessen bereiten.»

«Meiner Treu», sagte Ghirotto, «daran hast du recht wohlgetan; denn es ist mir ganz unwohl, und ich kann es kaum erwarten, bis ich zu Nacht essen und ins Bett gehen darf, damit ich morgen zeitig in die Mühle komme. Aber ehe wir uns zum Essen setzen, will ich sehen, ob die Säcke, die nach der Mühle wandern sollen, auch die rechte Schwere haben und voll sind.»

Er trat zu den Säcken und begann zuerst, sie zu zählen, und fand, daß es dreizehn waren. Er tat, als habe er nicht recht gezählt, zählte also nochmals von vorn, und da er wieder dreizehn fand, sagte er zu seiner Frau: «Wie kommt denn das, Giliola, daß hier dreizehn Säcke stehen? Wir haben doch nur zwölf zugerüstet. Was soll nun das bedeuten?»

Sie gab ihm zur Antwort: «Ich weiß wohl, daß, als wir das Korn einfüllten, es nur zwölf Säcke waren. Wie aber der dreizehnte hinzukam, das kann ich Euch nicht sagen.»

Herr Simplicio, der in dem Sacke steckte und wohl wußte, daß es dreizehn waren, aber nicht mit seinem Willen, verhielt sich ganz still, betete leise Vaterunser, verwünschte in seinem Herzen das Weib und seine Liebe und sich selbst, daß er ihr getraut hatte; und wenn er hätte aus ihren Händen kommen können, so wäre er gern geflohen, aber er fürchtete fast noch mehr den Spott als den Schaden. Ghirotto jedoch kannte den Sack wohl, packte ihn und schleppte ihn hinaus vor die Tür, die er listigerweise hatte offenhalten lassen, in der Absicht nämlich, daß jener, wenn er die Püffe bekäme, freies Feld habe, um aus dem Sacke zu krie-

im Dienste des Landes

Esso-Produkte, ob für das Automobil, die Industrie. die Landwirtschaft, den Haushalt, die Eisenbahn oder den Strassenbau, wirken mit beim wirtschaftlichen Aufbau unseres Landes :

Sie fördern die Entwicklung des Verkehrs
begünstigen das Wiederaufleben des Tourismus
unterstützen die Steigerung der Produktion
schützen Maschinen und wertvolles Material vor Abnützung.

Auf diese Weise stellen sich die Esso-Produkte in den Dienst der Gesamtheit - zum Wohle jedes Einzelnen.

Wir freuen uns melden zu können, dass bereits Essolube, Esso-Fette und - Getriebeoele für das Automobil, Esso-Schmiermittel für die Industrie und Esso-Heizoel zur Verfügung unserer Kunden stehen.

Die Rückkehr weiterer Esso-Produkte werden wir laufend bekanntgeben, sobald die Verhältnisse dies gestatten und eine zuverlässige und einheitliche Versorgung gewährleistet ist.

STANDARD-MINERALOELPRODUKTE A. G. ZUERICH

ERNST BAUMANN
GARTENARCHITEKT BSG

THALWIL Knonauerstraße 18
ZÜRICH Felsenrainstraße 2

Private Gärten
Siedlungen
Oeffentliche Anlagen
Strandbäder
Friedhöfe
Landschaftsgestaltung
Gutachten

Projekte und Ausführung in der ganzen Schweiz

Interessenten sende ich gerne meine Photomappe zur Ansicht. Ueber 50 interessante Aufnahmen zeigen Ihnen Gärten, die von mir ausgeführt wurden.

Ein Hahn

VON NICOLA LISI

Nach ein Uhr weckte der Schrei eines Hahns die Bauern von Fontesecca. Der Schrei wiederholte sich fast bis zur Morgendämmerung; kein Hahn hatte je so laut gekräht, und der Gesang erstarb dem, der ihm lauschte, mit einem Stich ins Herz.

Es war Erntezeit, wenn auf dem Land das Tagwerk in der Früh und spät an die Nacht grenzt, darum muß dann die kurze Ruhe der Bauern ganz tief sein. Jede Familie war der Herkunft des Krähens gewiß, und beim Anbruch des Tages machten sich die Familienhäupter auf, um ihre Klagen vorzubringen.

Unterwegs begegnete der Lumini dem Cipolleschi, der Pensuti dem Giannelli, der Pezzatini dem Baldi. Sie suchten einander, um sich gegenseitig zu beschuldigen, daß sie den Hahn mit dem unerträglichen Schrei besäßen, und das taten sie denn auch. Der Pensuti und der Giannelli, der Pezzatini und der Baldi wurden handgemein; die beiden übrigen gingen mit Schimpf voneinander.

In der folgenden Nacht, zur selben Stunde, hob der Hahn wieder an zu krähen. Am Morgen begaben sich die Familienhäupter ins Dorf, um sich beim Bürgermeister zu beschweren.

Sie warteten lange auf ihn, im Vorraum sitzend, und wechselten kein Wort miteinander. Der Lumini wurde als erster empfangen. Er sagte, daß man in Fontesecca nicht mehr schlafen könne, weil die Cipolleschi einen Hahn hätten, der um eins in der Nacht ein Höllengeschrei verführte.

Der Bürgermeister versprach, dem Uebelstand abzuhelfen, und verabschiedete ihn.

Er ließ die andern der Reihe nach zu sich eintreten.

Alle wiederholten, nach der gleichen Klage, die Beschuldigung, die sie tags zuvor gegeneinander erhoben hatten.

Der Bürgermeister war bestürzt. Er befahl den Gemeindepolizisten Pasqui und Ferrini, daß in der folgenden Nacht die Angelegenheit geklärt werden müsse.

Die Polizisten verließen das Dorf um zweiundzwanzig Uhr.

Der Vollmond leuchtete klar auch in die Querstraßen und die Abkürzungen.

Der Pasqui, der erst seit kurzem am Orte war, fragte den Ferrini, wo man sich am besten auf die Lauer zu legen hätte.

«Die Häuser von Fontesecca stehen am Rand einer weiten Mulde, mit einer Wiese an deren untern Seite und einem Felsen mitten in der Wiese. Man muß zum Felsen gehen.»

Der Felsblock, fast aus reinem Kalkstein, inmitten der dicht mit Gras bewachsenen weiten Wiese, bot am Tage einen erstaunlichen Anblick; und erst in einer Mondnacht! Es war, als streckten sich im Mondlicht verborgene Arme aus.

Der Pasqui und der Ferrini lehnten sich an den Felsen, ein unwillkürliches Zögern überwindend, und zündeten sich ihre Stumpen an. Der Pasqui schaute auf die Uhr und meldete seinem Genossen die Zeit: es fehlte nur wenig bis eins. Nun horchten sie voll Erwartung.

Der Schrei des Hahns ließ sie zusammenzucken. Sie wandten sich nach der gleichen Seite.

«Dort drüben», sagte der Pasqui.

«Beim Pezzatini», stellte der andere genauer fest.

Die folgenden Schreie bestätigten nur die vermutete Richtung, aber die Polizisten verharrten beim Felsen, bis durch die Luft die Zurufe der andern Hähne erklangen. Der Morgen dämmerte. Sie machten sich auf zu den Pezzatini und kamen bei Sonnenaufgang dort an. Die ganze Familie stand bereits im Hof.

«Wenn ihr ein paar Stunden früher nach Fontesecca gekommen wäret, dann hättet ihr euch überzeugen können, daß es unmöglich geworden ist zu schlafen.»

«Wir sind seit gestern abend da», gab der Ferrini zur Antwort.

Der Pasqui fragte die Frau des Pezzatini:

«Wo ist euer Hahn?»

«Im Hühnerstall; aber ihr habt einen unnötigen Umweg gemacht, daß ihr zu uns kommt.»

«Laßt ihn uns sehen.»

Die Frau öffnete das Gätterchen, und der Hahn, gefolgt von allen seinen Hühnern, trat heraus.

Mit einer geschickten Bewegung ergriff ihn der Pasqui mit seiner Linken an den Beinen und drehte ihm mit der Rechten den Hals um. Die Frau brach in Tränen aus. Die andern Pezzatini, um mit der Sache nichts zu tun zu haben, zogen sich ins Haus zurück. Einen Augenblick später erschien einer der Söhne und rief der Mutter. Im Hof blieben der Pasqui zurück, mit dem toten Hahn in der Hand, und der Ferrini, der ihn anstarrte.

Jäh wurden sie vom Licht der Sonne überfallen. Sie erinnerten sich, daß sie das

Ein echter Löw

FÜR ARBEIT UND SPORT
FÜR STADT UND REISE
„LÖW" HEISST GARANTIE
FÜR QUALITÄT

LÖW UND PROTHOS AG. OBERAACH, THG.

Darum besser gehen in Löw

Um mit Erfolg handeln zu können, ist der Rat des Fachmannes unumgänglich. — Dies gilt besonders im Uhrengeschäft. —

Die Elite der Uhrmacher der ganzen Welt empfiehlt die Marke ZENITH Tradition + Schweizer Qualität

chen und zu fliehen, wohin ihm beliebe. Ghirotto hatte einen zu diesem Zwecke bereitgehaltenen Knotenstock ergriffen und fing an, so gewaltig auf ihn loszuschlagen, daß ihm am ganzen Leibe kein ganzes, heiles Glied blieb und er halbtot am Boden lag. Und wäre nicht die Frau gewesen, die aus Mitleid oder aus Furcht, ihr Mann möchte dafür mit dem Bann belegt werden, ihm den Stock aus der Hand riß, so hätte er ihn vielleicht getötet.

Ghirotto ging daher weg, gab das Unternehmen auf, und Herr Simplicio kroch aus dem Sack und eilte nach Hause, so schnell er nach dieser übeln Behandlung vermochte; denn er meinte, Ghirotto mit seinem Stocke sei ihm beständig auf den Fersen. Er legte sich zu Bett und blieb mehrere Tage darin, bis er sich wieder erholt hatte. Ghirotto hatte unterdessen mit seiner Giliola auf Kosten des Herrn Simplicio trefflich zu Nacht gegessen und begab sich nunmehr zur Ruhe.

Nach einigen Tagen, als Giliola an den Brunnen kam, sah sie Herrn Simplicio wieder, der in der Halle an seinem Hause auf und ab ging, und grüßte ihn mit heiterem Gesicht, indem sie sagte: «Fick.» Herr Simplicio aber, der noch die wegen dieses Wortes empfangenen Schläge fühlte, rief ihr entgegen:

«Nichts guten Tag! Nichts Fick noch Fack!
Du kriegst mich nimmer in den Sack!»

Als Giliola das hörte, schwieg sie und kehrte errötend nach Hause zurück. Herr Simplicio aber änderte nach einer so außerordentlichen Erfahrung seinen Sinn und behandelte seine Frau, die er fast gehaßt hatte, mit größerer Aufmerksamkeit und Liebe und warf seinen Haß auf fremde Weiber, damit ihm fürder das nicht mehr widerfahre, was ihm neulich widerfahren war.

•

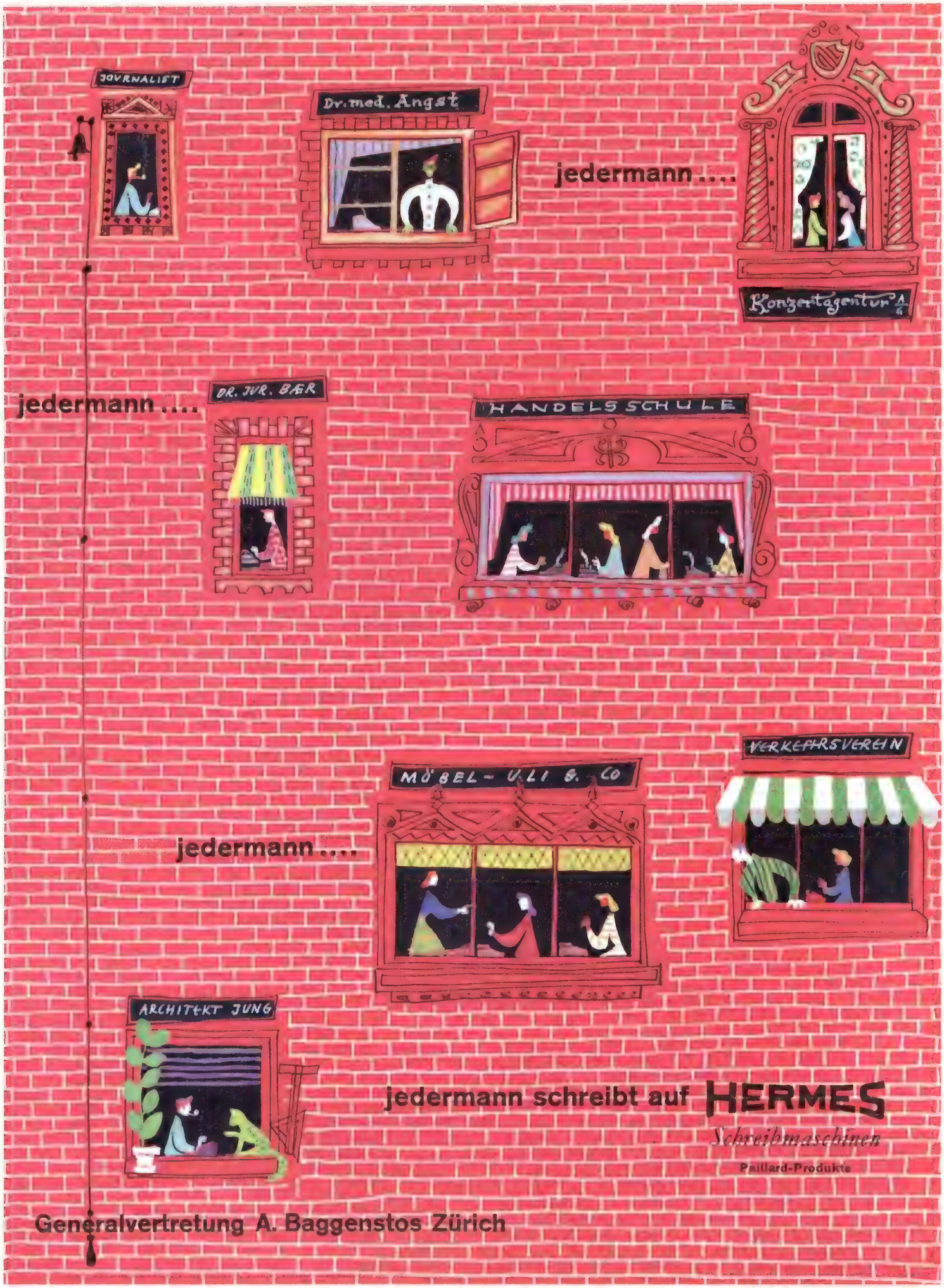
Diese heitere, an uraltes Volksschwankgut erinnernde Geschichte stammt aus dem soeben erschienenen zweiten Band der «Schönsten italienischen Novellen aus acht Jahrhunderten», die Giuseppe Zoppi mit sicherem Blick für das lebendig Wirksame in der Manesse-Bibliothek herausgab. Die beiden kultiviert ausgestatteten, wohlfeilen Bände bergen einen überwältigenden Reichtum von Meisterstücken italienischer Erzählkunst von Boccaccio bis Pirandello.

ITALIEN, *von Jacob Burckhardt gesehen*

DER CORSO IN MAILAND

Es ist merkwürdig, zuzusehen, wie sich der Corso Sonntag abends nach und nach anfüllt. Kaffeehäuser alle zehn Schritte laden zum Genuß des köstlichen Sorbets, der angenehm kühlenden Acqua di cedro, der virtuosenmäßig bereiteten Limonade; und wer eben vom Mittagessen kommt, das meist gegen fünf Uhr aufhört, der will noch ein wenig ausruhen und verdauen. Leiermänner von allen Farben tischen indessen die lieblichsten Gassenhauer auf, und oft kann man drei, vier zugleich hören, daß einem das Ohrenfell springen möchte. Nach und nach wird die Gasse noch lebendiger; elegante Wagen rollen vorbei; du gehst ihnen nach, den ganzen Corso aus, und findest zunächst, links von der Porta orientale, ein Kaffeehaus mit einem kühlen, hübschen Garten auf einer Terrasse. Dort in den Winkel pflanze dich und harre der Dinge, die da kommen sollen. Blicke in den unabsehbaren Corso hinein; immer mehr und mehr Equipagen kommen heran und bilden nach und nach eine Reihe, die sich immer mehr vergrößert. Allesamt und sonders sind zweispännig, denn es soll ja eine Promenade en negligé, nicht eine Zeremonie sein, wie man der oft langsamen Bewegung nach schließen könnte; ja, nicht bloß die Pferde, selbst die Damen, vermeiden alle Gala; sie zeigen sich übrigens von oben bis unten, indem kein einziger Wagen bedeckt ist, und daran tun sie recht, denn durch diese vernünftige Einrichtung kann ein Fremder an einem Abend den ganzen weiblichen Flor Mailands kennenlernen. Gewöhnlich sitzen zwei oder eine Dame auf dem Hauptsitz, und gegenüber ein Knabe oder ein Mädchen; oft sieht man auch ganze Kutschen voll lauter Kinder, was sich drollig ausnimmt. Auf einer Seite des Corso fahren die Kommenden, auf der andern die Zurückkehrenden; übrigens machen die meisten Kutschen die Tour mehrere Male; manche fahren hinter den öffentlichen Gärten herum und kehren auf anderen Wegen zum Corso zurück. So glaubst du an einem Abende viele hundert Wagen gesehen zu haben; es sind aber vielleicht dieselben dreimal dagewesen. Also hütet euch vor großen Zahlen!

Nun, an dem Abend, da ich zusah, waren es wirklich außerordentlich viele Karossen, die den Corso auf und nieder fuhren. Aber welche herrlichen Pferde! bunt durcheinander, weiße, schwarze, braune, graue, falbe, ein ungeheures Gewimmel! Und nun die schöne Welt, die da auf und nieder sich bewegt, sieht und sich sehen läßt, grüßt und sich grüßen läßt — ein Anblick, den man auch in den größten nordischen Hauptstädten nur bei seltenen Anlässen zu genießen bekommt. Immer dichter wogt das Gedränge; Tausende von Zuschauern drücken sich die Trottoirs auf und nieder; ein betäubendes Getöse steigt zum abendlich glühenden Himmel empor. Dann und wann entstehen in der endlosen Reihe kurze Stockungen; damit aber allen Verwirrungen vorgebeugt werde, sprengen schlanke,


JOURNALIST
Dr. med. Angst
jedermann ....
Konzertagentur A/G
jedermann ....
DR. JUR. BÆR
HANDELSSCHULE
MÖBEL-ULI & CO
jedermann ....
VERKEHRSVEREIN
ARCHITEKT JUNG
jedermann schreibt auf HERMES
Schreibmaschinen
Paillard-Produkte
Generalvertretung A. Baggenstos Zürich

Wohn-Schlafzimmer des Sohnes! Beim Betrachten der beiden Bilder ahnt man, wie leicht und wohnlich sich ein Raum mit Simmen Typenmöbeln — meubles passe-partout! — gestalten läßt!

SIMMEN
60 JAHRE SIMMEN

Die Traugott Simmen & Cie. AG. in Brugg, Zürich und Lausanne sieht ihre Aufgabe darin, ihren Kunden, im Rahmen ihrer Mittel, zu einem gediegenen Heim mit persönlicher Note zu verhelfen.

BRUGG, Tel. 4 17 11 / ZÜRICH, Uraniastr. 40, Tel. 25 69 90 / LAUSANNE, Rue de Bourg 47, Tel. 2 89 92

ungarische Husaren mit fliegenden Federbüschen, den entblößten Säbel in der Hand, zwischen den beiden Wagenreihen auf und nieder und schlichten alle Unebenheiten der Kutscher. Hie und da reitet etwa auch ein Engländer mit lang über sein Tier herabhängenden Beinen den Kutschen nach und wird nicht selten von dem umherstehenden Gaffervolk herzlich belacht, denn der Mailänder ist witzig trotz dem Berliner.

AUF EINER FREGATTE IM HAFEN VON GENUA

Der Hafen von Genua ist ein prächtiger Anblick; zwei lange Hafendämme (moli) umklammern das gewaltige Halbrund, wo die Flaggen von allen Nationen seit zweitausend Jahren Schutz vor den acht Winden der Windrose gesucht und gefunden haben; ringsum ragen Paläste, Kirchen, Arsenale, Kastelle; fern am großen Leuchtturm stationieren die Schiffe, die in Quarantäne liegen; mitten im Hafen aber steht allein eine majestätische, schlanke Fregatte. Diese muß ich sehen! dachte ich, und mietete eine kleine Barke. Wir fuhren eine Viertelstunde, bis wir an das Schiff gelangten; das Meer war ziemlich bewegt, und es hatte seine Schwierigkeiten, an Bord zu steigen. Ich winkte — denn jeden Ruf übertäubten die Wellen — der Wache; diese rief den diensthabenden Offizier, welcher nun an der messingbeschlagenen Treppe erschien und uns winkte, zu kommen. Nun galt es, bei einem rechten Wasserstoß der Treppe habhaft zu werden: ein Experiment, wobei ich bald in das Meer gestürzt wäre; doch es gelang, und ich befand mich auf dem Verdeck der schönen, nagelneuen Fregatte «la Guerriera»; Kapitän derselben war Se. Kaiserliche Hoheit Erzherzog Friedrich, der von Triest her über Malta gekommen war, und sich nun eben in der Stadt befand. Nichts Schöneres als ein neues Schiff! Alles glänzt spiegelhell, die Fußböden sind blank gewichst, in dem Metall kann man sich besehen. Alles ist in der prächtigsten Ordnung wie bei jungen Eheleuten. So waren hier die fünf Böden geordnet, einer sauberer als der andere; am interessantesten aber erschien mir der, wo sich die Kajüte des Erzherzogs befand, ein höchst niedliches Zimmerchen mit grünseidenen Gardinen und eleganten Gerätschaften. An der einen Wand prangte das Porträt seines kaiserlichen Vetters, an der anderen war ein hübscher Bücherschrank mit Glastüren angebracht. Ich mußte mir lebhaft den erlauchten Jüngling denken, wie er den Beschwerden und Gefahren einer Seereise trotzt, bloß um seine Kenntnisse zu vermehren und dereinst seinem Lande dienen zu können.

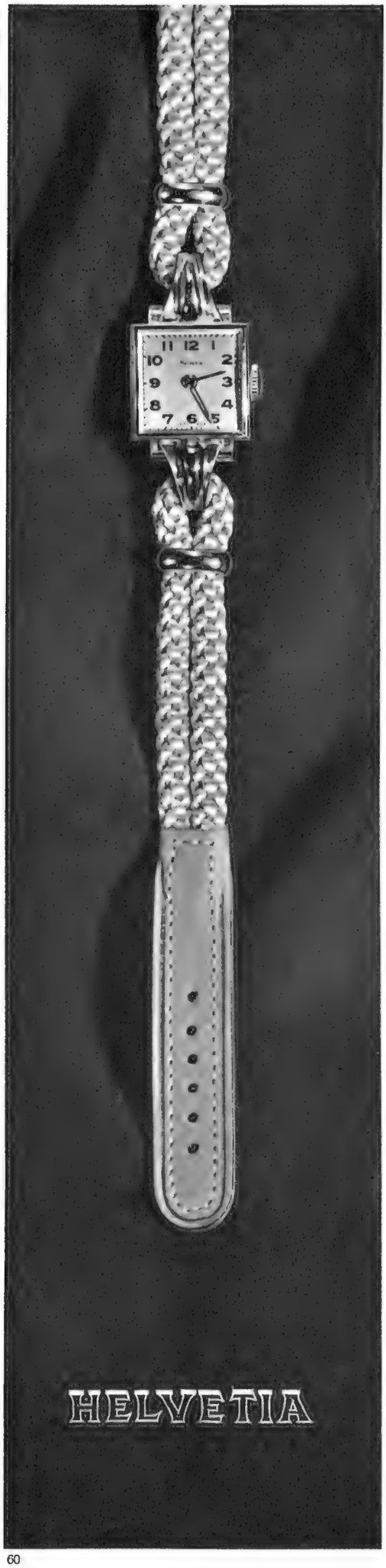
Ein schöner, wohlgewachsener Matrose führte uns überall auf dem Schiffe herum, und lehnte am Ende jede Erkenntlichkeit ab. Um eine köstliche Erinnerung reicher, verließen wir das Schiff und ruderten dem Ufer zu.

VON WUNDER ZU WUNDER: VON PISA NACH FLORENZ

Es war ein schmerzlicher Abschied, den mich dieser heilige Ort (der Dom von Pisa) empfinden ließ, und doch mischte sich etwas Freudiges darein; ich war um das Bild einer mir neuen, üppig schönen Kunstwelt reicher geworden. Vergangenes Glück und Unglück schwebte an meiner Seele vorbei, während ich an der Vordertür des Domes lehnend die laue Nachtluft einatmete; ich fühlte, daß an diese Stadt ein ewiges Heimweh mich fesseln werde, und doch! stände ich in diesem Augenblick am Tore der Stadt, ich würde zögern, hineinzutreten...

Es war morgens um drei Uhr, als wir vom Vetturin aufgeweckt wurden; bald saßen wir in dem Fuhrwerk und machten nun eine Tour durch die halbe Stadt, um die Mitfahrenden aufzunehmen. So gerieten wir auf einen kleinen Platz vor einer Kirche, die mit einem gegenüberstehenden Gebäude eine ziemlich enge Gasse bildete, durch welche wir passieren sollten. Die Pferde nehmen aber die Schwenkung zu kurz, und das Vorderrad fährt an den Prallstein. Der Vetturin treibt sie durch Anziehen der Stricke rückwärts, aber nicht genugsam, und die Durchfahrt mißlingt zum zweitenmal. Wütend reißt er die Tiere wieder zurück und peitscht dann unbarmherzig auf sie los. Aber zum drittenmal fährt das Rad an den Prallstein, die Pferde bäumten sich, und wir glaubten, die Vorderachse müsse in Stücke gegangen sein. Der Vetturin aber sprang brüllend und schäumend vor Wut vom Wagen herab und mißhandelte die Pferde fürchterlich mit Schlägen und Fußtritten; nicht ohne große Mühe ließen sie sich nochmals zurücktreiben. Er sitzt wiederum auf und peitscht auf sie los, und zum viertenmal prallt das Rad mit bedeutendem Getöse an den Stein. Da war der Vetturin seiner selbst nicht mehr bewußt, er stieß tobende, unverständliche Töne aus und regalierte die Köpfe der armen Tiere mit einem Hagel von Faustschlägen, während die ganze Bevölkerung des Wagens flehentlich bat, er möge um Gottes willen die Tiere nicht wild machen, sonst sei alles verloren. Endlich gelang beim fünften Versuche die Durchfahrt; ich aber hatte eine Erfahrung mehr: ich hatte einen Italiener im Grimme gesehen, und denke noch jetzt mit Schaudern daran.

Wir fuhren über die mittlere Arnobrücke und dann dunkle Gassen aus und ein, endlich zum Tor hinaus. Etwa zwanzig Minuten vor der Stadt zwischen Akazien und Ulmen bemerkte ich einige Häuser neben der Straße, die niedlich mit Rebengeländern umzogen waren, und unweit davon einen Scheideweg. Eben wollte ich einen mit uns reisenden Priester fragen, wohin der Weg rechts führe, als derselbe sich an das Wagenfenster lehnte, und in die Morgendämmerung hinausstarrend, leise zu mir begann: «Sehen Sie hier den Meilenstein? bei diesen ist vorgestern nachts gegen zwölf Uhr dieselbe Kutsche, in der wir fahren, von Räubern



Die gute Uhr
Die Schweizer Marke

angefallen und rein ausgeplündert worden; den Vetturin haben sie zu Boden geschmissen und mit Kolbenschlägen traktiert, daß er meinte, den Geist aufzugeben; jetzt fährt uns sein Bruder; und es ist noch ziemlich finster.» Bei diesen Worten bekreuzigte er sich und fuhr nach einigen Augenblicken fort: «Das sind nur die verdammten Bauern aus diesem Neste da, genannt Riglione, die wohl samt und sonders unter spezieller polizeilicher Aufsicht stehen; aber was hilft's? es liegt in ihrem Blute, des Nachts den Kutschen nachzugehen!» — und damit drückte er sich in seine Ecke und zog seinen Mantel eng um sich.— Wie wäre es, wenn uns diese Herren einen Besuch abstatteten? dachte ich, und versetzte mich im Geiste sehr lebhaft in die Lage eines Angefallenen. Bald aber ging die Sonne auf und die Besorgnis unter; dies paradiesische Arnotal empfing uns mit seinen reichen, bis an den Gipfel bebauten Hügeln; seinen malerisch an Felsen gruppierten Städtchen, seinen Pinienhainen und Felsgruppen.

Der Vetturin hatte uns verheißen, wir würden vor Mittag noch in Florenz sein (dasselbe liegt siebzehn Stunden von Pisa), und er schien Wort halten zu wollen, denn mit rasender Schnelligkeit ging es durch das prächtige Land, von dem ich somit wohl wenig zu sehen bekommen hätte, wäre ich nicht bald nach Sonnenaufgang ins offene Kabriolet gestiegen. Wer, der diesen Weg gemacht, vergißt die Lage von San Miniato und Empoli oder das auf schroffem Fels thronende Monte Lupo. Ich schloß bisweilen die Augen und öffnete sie plötzlich wieder, ein Spiel, das mir bei der ewig abwechselnden Gegend stets neue Ueberraschung gewährte, und bei dem ich immer gewann, weil die Landschaft immer schöner wurde, und so kam es einmal, daß ich die Augen geschlossen behielt und einschlief; der frühe Aufbruch und die beständige Aufmerksamkeit auf die Gegend hatten mich ermüdet. Auf einmal hielt der Wagen still, ich fuhr auf und fand uns vor einem gigantischen Gebäude, an welchem eine Lilie angebracht war, und als ich mich erkundigte, «war's ein Tor der Stadt Florenz» (Uhland).

Aus dem Empfangszettel für die Pässe erfuhr ich, es sei die Porta San Frediano; eben spielten die Glocken des nahen Karmeliterklosters einen Kanon, wie man es in den Städten Italiens oft zu hören bekommt; die Sonne schien blendend und warm durch die weite Gasse; es war halb zwölf Uhr.

IN DER KIRCHE SANTA CROCE IN FLORENZ

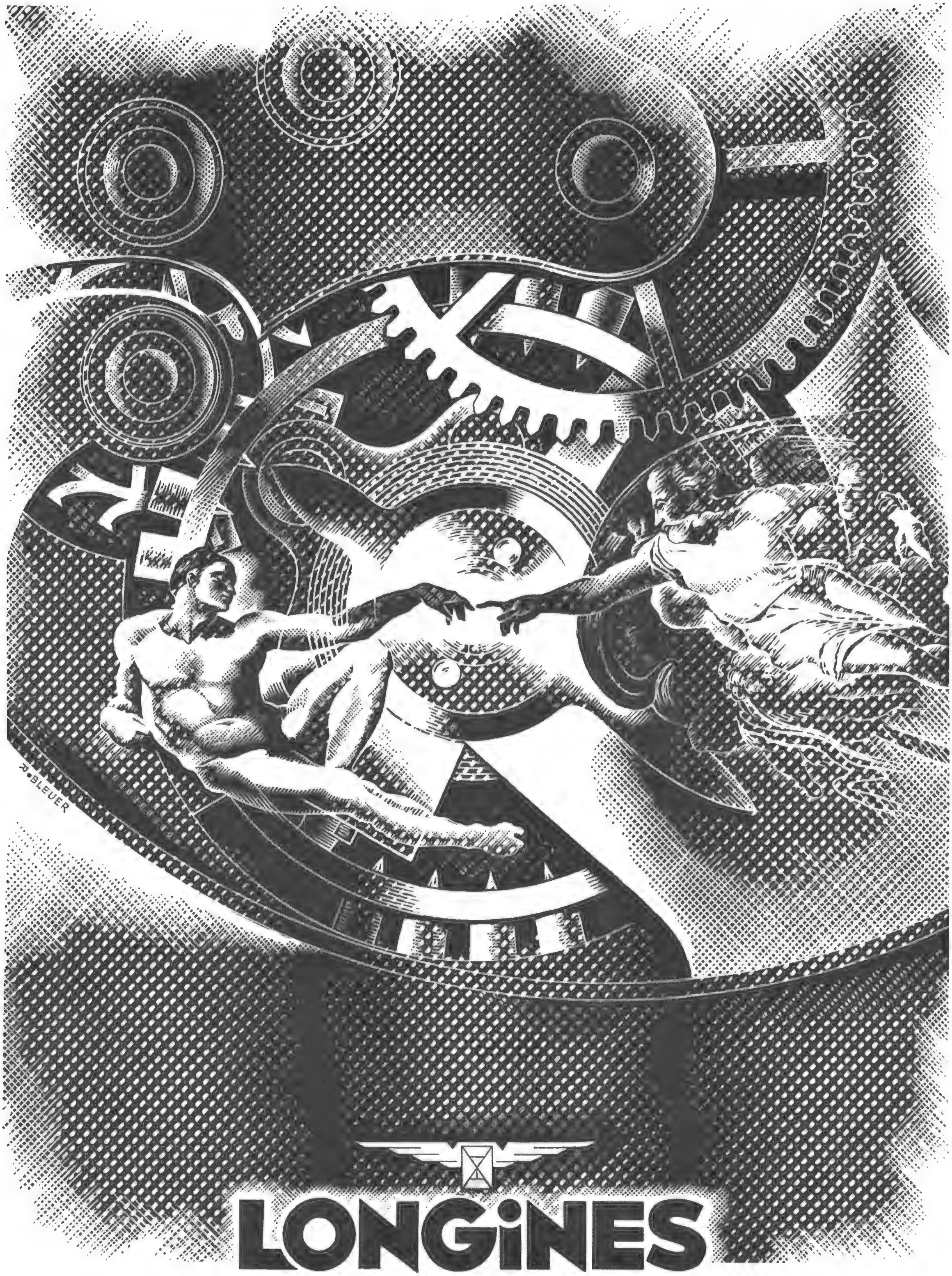
Wir waren zwei Tage lang in Florenz herumgelaufen, von Kirche zu Kirche, von Palast zu Palast, hatten aber die Kirche Santa Croce zufälligerweise noch nicht besucht. Am dritten Nachmittag — es stand eben ein heftiges Gewitter am Himmel — führte uns der Weg über die oberste Brücke in ein Quartier, das wir noch nie gesehen hatten, als plötzlich ein Wolkenbruch die Gassen in Bäche verwandelte, und uns zwang, irgendeinen Zufluchtsort zu suchen. Zwar ließ uns der strömende Regen kaum fünfzig Schritte weit sehen; doch erblickten wir endlich die Fassade einer großen, wie es schien, noch unvollendeten Kirche, in der wir uns zu bergen eilten. Ich hob den Vorhang auf, das Gebäude schien in der Dunkelheit des Gewitters ungeheuer groß; majestätisch schlanke Säulen trugen weitgeschweifte Bogen, und über diesen das hohe Dach; ferne im Chor ertönte der Gesang eines Mönchschores. Wir befanden uns in der Kirche des heiligen Kreuzes, einem wahrhaft gigantischen, höchst einfachen Gebäude, würdig seines großen Erbauers, des Arnolfo di Lapo (sein Vater war ein Deutscher), und der unsterblichen Männer, die in demselben ruhen.

Es war eine Art von heiligem Schrecken, den ich während der Betrachtung dieses Gotteshauses empfand, wenn die Blitze die herrlichen Glasgemälde auf Augenblicke erhellten, wenn ich, die Fresken des Giotto im Chor betrachtend, beim Donnern die Scheiben klirren hörte und dabei bedachte, welche Männer die Schwelle dieser Kirche tot oder lebend überschritten haben. Hier schritt Arnolfo zwischen seinen Arbeitern auf und nieder, hier schwebte auf hohem Gerüst der Hirt von Vespignano, der hehre Giotto, hier stand einst Dante und sah den Künstlern zu, die das neue Prachtgebäude mit ihren Arbeiten schmückten ... und nun vollends die Gräber! Vorn links vom Eingang ruht der lebensmüde Galilei; obendran ragt das herrliche Monument des Dichters Carlo Mazuppini, und gegenüber das ebenso schöne des Lionardo Aretino. Dann folgt Alfieris einfach schönes Grabmal, und darauf das große Marmorcenotaphium, das die Florentiner vor wenig Jahren dem einst aus ihrer Stadt vertriebenen Dante gesetzt haben; ein Mönch sagte mir, man werde die Asche des Dichters von Seiner Heiligkeit reklamieren, um den gesteinigten Propheten zu ehren, wie es einst die Juden zu tun pflegten. — Aber immer begieriger ward ich nach dem berühmten Denkmal des Michel Angelo; da bemerkte ich eine große Draperie, unter welcher ein Marmorpiedestal hervorschaute. Dies mußte das gesuchte sein, ich ging darauf zu, hob das Tuch etwas auf und erschrak, als ich die Inschrift las: Nicolao Machiavellio etc. Endlich fand ich auch das Grab des Künstlerfürsten Michael Angelus Buonarotti, oben in einer Nische steht die Büste, das durchgearbeitete Gesicht eines großen Mannes, der sich es sauer werden ließ; auf dem Sarkophag aber trauern Malerei, Skulptur und Baukunst; — in allen dreien beginnt mit Michel Angelo eine neue Aera.

Der Regen dauerte fort, und das Gewitter ward noch stärker. Düster ward es, und um so heller schienen, wenn es blitzte, die weißmarmornen Gräber zu leuchten; das Tosen des Donners wallte majestätisch durch die hohen Schiffe der Kirche; ich aber schritt von Gemälde zu Gemälde, von Grab zu Grab, und hielt im Geiste manche andächtige Totenmesse.

•

Jacob Burckhardt: Bilder aus Italien. Aus: «Der Wanderer in der Schweiz», 5. Jahrgang, 1839.



WUNDERWERK DER PRÄZISION SINNBILD SCHWEIZERISCHER UHRMACHERKUNST

LES PARFUMS

DE

Molyneux

5, RUE ROYALE

PARIS

SES EXTRAITS

"RUE ROYALE"

"CHIC." "VIVRE"

"9" "FÊTE"

"ALLIANCE" "CHARM"

"LE NUMÉRO CINQ"

DISTRIBUTEUR EXCLUSIF
POUR LA SUISSE
PARLUSOR S.A.
5, RUE DU MONT-BLANC
GENÈVE
TÉLÉPHONE 2 91 23

SES PRODUITS

ROUGES A LÈVRES
EAU DE COLOGNE
TALC. POUDRES
ESSENCES POUR LE BAIN
FIXATEURS. LOTIONS
BRONZINE

Jetzt

WIEDER DAS
BERÜHMTE
FRANZÖSISCHE
MUNDWASSER

EAU DE
BOTOT

Seit 1755

EN GROS WEYERMANN + CO ZÜRICH

Wie in einem

luftdichten

Glasballon

ist das Werk der

CYMA *TRIPLEX*

in dem undurchlässig schliessenden Spezial-Gehäuse eingebaut und vor STAUB und SCHMUTZ GESCHÜTZT

Fr. 89.50

CYMA

TRIPLEX

STOSSGESICHERT * STAUBDICHT * ANTIMAGNETISCH

ELIDA macht den Waschtag zum Freudentag!

Mühelos und in der Hälfte Zeit bewältigen Sie Ihre Wäsche mit der elektrischen Elida-Waschmaschine; sie kocht elektrisch und wäscht elektrisch zugleich; sie kann überall, wo ein entsprechender Stecker vorhanden ist, angeschlossen werden (Bad, Küche, Terrasse, im Freien). Kein Kamin, kein Brennmaterial ist nötig. Die Elida besitzt eine erstklassige mechanische und elektrische Ausrüstung und kostet, je nach Modell, Fr. 850.— bis Fr. 2065.—. Verlangen Sie noch heute Prospekt Nr. 10 von den Fabrikanten:

AG. FÜR TECHNISCHE NEUHEITEN, BINNINGEN

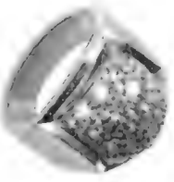
Telephon (061) 4 19 53

Allemann

ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 26
GEGENÜBER SPRÜNGLI

FEINE UHREN

GEDIEGENER GOLDSCHMUCK



Seit Jahrzehnten in ständiger Verbindung mit dem Orient für auserlesene Teppiche

Teppichhaus

Schuster

Zürich
Bahnhofstr. 18

St. Gallen
Multergasse 14

Gemeindehaus vor dem Bürgermeister zu erreichen hatten. Sie waren froh beim Gedanken an die Dinge, die sie ihm melden konnten.

Als der Pasqui an der Küche vorüberging, warf er den toten Hahn durchs Fenster mitten unter die Bauersleute, die dort saßen.

«Heut' nacht werdet ihr in Fontesecca einen guten Schlaf tun.»

Niemand antwortete ihm.

Unterwegs begegneten sie einem Burschen aus der Familie der Baldi, der wahrscheinlich von ferne gesehen hatte, daß die Polizisten zum Pezzatini gegangen waren. Ohne daß er sie danach gefragt hätte, sagten sie ihm, wie sie den Hahn getötet.

Jener Bursche trug die Nachricht durch Fontesecca weiter.

Aber in der folgenden Nacht gab es den üblichen seltsamen Weckruf.

Beim ersten Schrei sprangen die Pezzatini aus ihren Betten. Ihre Unschuld war erwiesen. Sie hatten ein Anrecht auf Sühne. Die wollten sie am selben Morgen noch vom Bürgermeister fordern. Doch mußten sie sich beim Horchen überzeugen, daß die Richtung, aus der das Krähen kam, die der Cipolleschi war und nicht die der Baldi. In ihren Beschuldigungen hatten auch sie sich getäuscht.

Der Pezzatini setzte sich um acht in den Vorraum beim Bürgermeister. Binnen einer halben Stunde trafen auch die andern Familienhäupter ein.

Als der Bürgermeister sein Zimmer betrat, rief er nach dem Pezzatini. Er wollte ihn tadeln, wurde dann aber unschlüssig, als er vernahm, daß der Hahn von neuem gekräht hatte. Nun verstand er, weshalb die Leute aus Fontesecca wieder zu ihm gekommen waren. Dem Pezzatini versprach er eine kleine Unterstützung und wiederum die nächtliche Ruhe in Fontesecca. Alle bezichtigten sich aufs neue gegenseitig, jedoch auf eine andere Weise als das vorige Mal.

Den Bürgermeister lockte es, sie alle zusammen auszufragen, um die Verwirrung zu klären, aber er tat es nicht aus Furcht, dadurch einen großen Lärm zu verursachen. Er unterließ es auch, weil ihm ein guter Gedanke kam.

Er rief die Polizisten zu sich und befahl ihnen, nachdem er sie wegen des Irrtums, den sie begangen, ausgescholten hatte, noch am selben Tag alle Hähne von Fontesecca zu töten.

Die Polizisten machten eine Runde von vielen Meilen über jene Hügel. Sie begannen bei den Cipolleschi und hörten bei den Pensuti auf, indem sie selbstverständlich die Pezzatini übersprangen. Sie sprachen bei den Familien vor, stellten im Namen des Bürgermeisters eine kleine Unterstützung in Aussicht und drehten dem Hahn den Hals um. Sie sagten auch, daß eine solche Maßnahme alle gleich treffe. Aber es kam die Nacht, und der trügerische Hahn krähte von neuem.

Die Männer von Fontesecca, mit Flinten und Stöcken bewaffnet, rückten in Richtung auf den Schrei vor.

«Cipolleschi!»

«Pensuti!»

«Lumini!»

«Giannelli!»

«Pezzatini!»

«Baldi!»

Da hatten sie sich alle wieder in der Umgebung des Kalkfelsens gefunden. Der gestirnte Himmel, in einer tiefern Vertraulichkeit über die Erde sich neigend, verkündete schon das Morgendämmern. Von Osten her kam zuerst ein kalter Wind und dann ein gerades Zeichen von Licht.

Die Bauern glaubten, daß für jene Nacht der Hahn nunmehr wieder in sein Schweigen gesunken sei. Aber da verspürten sie ein wirres Schlagen von schweren Flügeln.

Der Hahn stieß noch einmal einen hohen lauten Schrei aus.

«Er ist da auf dem Felsen», murmelten die Bauern.

Sie warfen sich zu Boden und bezogen, auf den Händen und Knien gehend, ringsherum Stellung. Den Hahn sahen sie nicht. — «Und jetzt vorwärts!»

Da standen sie alle sechs auf dem Felsen, ganz nah beieinander.

In der Nähe, noch auf der Wiese, erhob sich ein solcher Schrei, daß es allen den Atem verschlug; er schien ohne Ende.

Die Bauern, übermannt vom Schrecken, flohen den Höhen zu.

Am selben Tag ließen die Polizisten Ferrini und Pasqui auf Befehl des Bürgermeisters den Kalkfelsen mittels Dynamit in die Luft fliegen. Unter dem fremden Weinen des Mondes hoben auch für Fontesecca wieder ruhige Nächte an.

Aus L'Arca dei Semplici, Vallecchi Editore, Firenze. Uebertragen von Friedrich Hindermann.

Misoxer Elegie

VON DIEGO VALERI *(geschrieben im ersten Monat seiner Flucht in die Schweiz, April 1944)*

Die Moesa stürzt sich kopfüber von San Bernardino ins Tal hinunter, sammelt unterwegs von den steilen Wänden links und rechts die Wasserfälle und wirft sich dann etwas oberhalb Bellinzona in den Tessin.

Diese Wellen werden also die Ufer von Pallanza bespülen, unter der gedeckten Brücke von Pavia durchgleiten, sich mit den Wassern des Po vermengen und endlich im Adriatischen Meer zur Ruhe kommen unter dem Himmel meiner

Natur und Wissenschaft reichen sich die Hände und erzielen mit Crème Broglé eine Höchstleistung in der Schönheitspflege

Zum Schutze der Haut gegen äußere Witterungseinflüsse und Verunreinigungen der Luft hat uns die Natur den Hauttalg bestimmt. Wissenschaftliche Untersuchungen haben erwiesen, daß dieser mikroskopisch feine Fettüberzug genau dem reinen Bienenwachs entspricht.

Aus dieser Erkenntnis schöpfte man die Grundlagen für die einzige Schönheitspflege.

Crème Broglé ist also nicht irgendeine, sondern die *naturgewollte Schönheits-Crème* . . . folgerichtig aufgebaut, der Natur abgelauscht. Sie enthält reines, an der Sonne gebleichtes Bienenwachs, schützt so Ihre Haut vor frühzeitigem Zerfall und verleiht ihr jenen jugendfrischen, zarten Glanz des Jungmädchenteints, der so anziehend macht.

Crème Broglé

mit aktiven biologischen Hautnähr- und Wirkstoffen
kostet keine Phantasiepreise, sondern ist gerade wegen ihrer naturgewollten, richtigen Zusammensetzung günstig im Preis und für jedermann erschwinglich.

Crème Broglé
In der Gold-Packung Tages-Crème | Nacht-Crème die Tube . . Fr. 3.25

Crème Broglé
Sonnenschutz die Tube . . . . . Fr. 2.70

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich

HERSTELLER: LABOR. CRÈME BROGLÉ, SISSELN / AARG.

«...die drei Herren kommen zum Nachtessen...»

«... die drei Herren kommen zum Nachtessen...» Männer sagen das so, als ob es nichts wäre. Und wo soll man im Winter schnell etwas hernehmen? — Das Nachtessen verlief in bester Stimmung. Einer der Gäste, als Feinschmecker bekannt, konnte sich nicht enthalten, der Hausfrau seine Komplimente zu machen: «Diese zarten Gemüse, das herrliche Kompott — was müssen Sie im Sommer gearbeitet haben!» — «Der Wahrheit die Ehre», erwiderte die Hausfrau lächelnd, «Stalden-Konserven!»

Stalden

Konserven...
sie munden eben

wie aus der eigenen Küche

Heimat. Vielleicht schon morgen oder übermorgen. Von der alten Brücke von Roveredo blicke ich auf diesen Fluß hinab und wünsche ihm gute Reise.

Das Herz fließt mit ihm weg. Die Augen hingegen schauen sich um und sehen den Frühling, der uns umgibt: voller Schönheit und voller «Frieden».

Solche Schönheit sollte man wirklich mit dem Herzen betrachten, wie es die Dichter taten: C. F. Meyer, Fogazzaro und Federer.

«Schöne, ernste Mesolcina, du wunderbares Gedicht der Schöpfung!»

Denn die Landschaft hier hat wirklich eine Seele — dolce e grave —, ihre eigene Musik und ihre eigene Poesie, die man herausschälen sollte aus ihrem Verwachsensein mit Luft, Sonne, Stille und Weite.

Kastanien im neuen Grün und munter plätschernde Wellen; mit Narzissen besternte Wiesen und von den Felsen hängende Büsche, Straßen, die sich langsam durch Licht und Schatten in der Ferne verlieren, verlassene Dörfer in der Sonne, ohne Laut, ohne Geräusch — solches gibt es auch anderswo. Weißrosa Apfelbäume, blühende Weißdornhecken und der grün glänzende Lattich in der braunen Erde. Doch alle diese Dinge haben hier eine ganz bestimmte Eindrücklichkeit; sie haben Tiefe und Menschlichkeit, und so wird alles noch lebendiger, pathetischer und auch trauriger.

Das wird vom Heimweh herrühren, das durch die lombardische Mundart der hiesigen Bevölkerung noch gesteigert wird. Oder es ist die Melancholie aller Frühlinge, und vor allem die grausame Trauer *dieses* Frühlings, der blutig auf den Schlachtfeldern und über Massengräbern blüht. Allein, es könnte auch in der Substanz dieser Landschaft selbst liegen, die sich hier ausbreitet: weit, klar und ruhig und doch von einem geheimen Leid durchzittert, das von Einsamkeit und Vergangenheit redet.

Ist es die Geschichte? Ja, auch sie: das Schloß Mesocco mit dem Schatten eines Trivulzio und die andern fünfzehn Burgen mit den romantischen Namen: Monzel, Castilla, Dordo, Soatz...; dann die Hexenverbrennungen und Schwertproben bei den drei Pfeilern hier in Roveredo, von denen man mir erzählt hat; der Graue Bund, der das italienische Tal dem alten rätischen Bund einverleibte. Und dann Ugo Foscole, der, um Unehre und Knechtschaft zu entgehen, aus Mailand vor den Oesterreichern flüchtete und auch auf der ersten Etappe seines lange dauernden Exil- und Wanderlebens in dieses stille Tal kam. «Gott behüte vor Krieg und Nachstellungen, vor allem vor den Unsitten der andern Nationen, die heilige Eidgenossenschaft der Schweizerischen Republik, insbesondere dieses rhätische Volk, damit es, falls Europa unbewohnbar werden sollte für Menschen, die keinem Herren dienen wollen, hier wenigstens Ruhe und Freiheit finden kann.» So schrieb er im Jahre 1815, und so können wir heute wiederum schreiben, im Jahre 1944.

Eine Landschaft hat ohne Zweifel auch Geschichte in sich. Straßen, Berge, Bäume, Steine und Ziegel der Häuser sind voller Erinnerungen. Nur das Wasser fließt ohne Gedächtnis und ohne Gedanken, glücklich darüber, daß es zu seiner himmlischen Verwandlung fließen darf im ewigen Kreislauf der Dinge — so wie diese Moesa, die unter der alten Brücke hinabschäumt und eilig den Tessin und den Po erreichen will, um in mein fern liegendes Meer zu gelangen.

Uebersetzt von Hedy Wyß

Hinweis auf ein Buch

Die drei Essays des kleinen Werkes «Aus Goethes Lebenskreis» von Carmen Kahn-Wallerstein (Francke AG., Bern) führen den Leser in die menschlich-private Sphäre des großen Dichters. Die Verfasserin besitzt die Gabe selbstloser Interpretation, die sich aller «interessanten» Deutungsversuche und Spekulationen bewußt enthält. Sorgfältigste Quellenforschung, liebevolle Hingabe an die große Persönlichkeit, Ehrfurcht und der feine Takt weiblichen Einfühlungsvermögens geben der Studie über die Wechselbeziehungen Goethes zu den Seinen ihren Wert. Ein erstes Kapitel schildert den unbedeutenden, von Goethe innig geliebten Sohn August, dessen Leben von dem Genius des Vaters nicht erhellt, sondern beschattet wird, seine tragische Ehe mit Ottilie, deren romantische Seele in demütiger Hingabe zu dem siebzigjährigen Goethe verströmte. Dem «verrückten Engel», wie der Dichter seine Schwiegertochter halb im Scherz zu nennen pflegte, war die Ehe mit dem ungeliebten Gatten eine Hölle, in der sie nur die Treue zu Goethe ausharren ließ. Ein weiteres Kapitel gibt einen knappen, aber scharf profilierten Umriß der beiden in ihrem Wesen entgegengesetzten Frauen die einander ablösend Goethes Mannesjahre erfüllt haben: Charlotte von Stein und Christiane Vulpius. Zu Recht bezieht Carmen Kahn-Wallerstein den Herzog Carl August in den Kreis der Goethe innig zugehörenden und dauerhaft verbleibenden Menschen ein.

Da auch in der germanistischen Fachliteratur viele Werke als Folge des Krieges kaum mehr erhältlich sind, ist das Erscheinen dieses wertvollen Beitrages doppelt zu begrüßen.

Ilse Heim-Winter

Das stilvolle YALA-Trikotkleid aus schmiegsamem Wolltrikot. Schön die warmen Farben, hübsch das dekorativ geraffte Vorderteil. Ein Herbst- und Winterkleid, wie Sie es lieben. Zum YALA-Trikotkleid die YALA-Trikotwäsche. In den meisten guten Geschäften erhältlich.

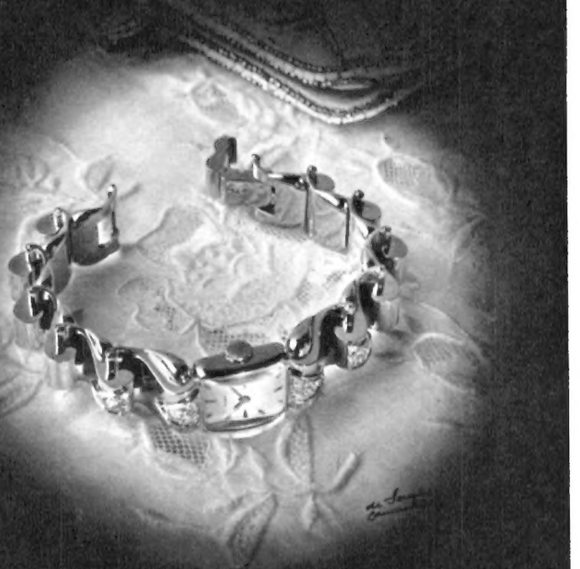
FABRIKANTEN:

LABEL

JAKOB LAIB & CO. · AMRISWIL

DOXA

die leistungsfähige Schweizer Uhr



Erhältlich in den Uhrenfachgeschäften

Ein HOOVER gehört in jedes Heim

Die Freude am eigenen Heim wird durch peinliche Sauberkeit erhöht. Besonders Ihren Teppichen gebührt Ihre spezielle Aufmerksamkeit, erstens, daß sie immer sauber und frisch sind, und zweitens, daß sie geschont werden und länger halten. Der Hoover erleichtert Ihnen diese Aufgabe und spart Ihnen Zeit und Mühe zu einem bescheidenen Preis. Zwei Modelle. Verlangen Sie unsere ausführlichen Prospekte.

HOOVER-APPARATE A.-G., ZÜRICH, Limmatstraße 45p

„Unser Leben ist doch voll Schönheiten und Überraschungen . . . Einmal freut man sich über eine schöne Blume oder über einen reich behangenen Apfelbaum. Jetzt begeistern wir uns an diesem Bild und am 11. Oktober überrascht uns möglicherweise die Landes-Lotterie mit einem großen Treffer."

ZIEHUNG DER
LANDES-LOTTERIE
11. OKTOBER

Einzel-Lose Fr. 5.—, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.— (zwei sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600

Bernard Shaw

Gesammelte Dramatische Werke

in zehn Bänden. Autorisierte deutsche Übersetzung von Siegfried Trebitsch

Bisher erschienen:

I. Band:
Unerquickliche Stücke

Was ich der deutschen Kultur verdanke / Hauptsächlich über mich selbst / *Die Häuser des Herrn Sartorius* / *Der Liebhaber* / *Frau Warrens Gewerbe*

II. Band:
Erquickliche Stücke

Vorrede zum zweiten Band *Helden* / *Candida* / *Der Mann des Schicksals* / *Man kann nie wissen*

III. Band
Stücke für Puritaner

Warum für Puritaner? / Über die Ethik des Teufels / Besser als Shakespeare / *Der Teufelsschüler* / Anmerkungen zum Teufelsschüler / *Caesar und Cleopatra* / Anmerkungen zu Caesar und Cleopatra / *Kapitän Brassbounds Bekehrung* / Anmerkungen zu Kapitän Brassbounds Bekehrung

IV. Band:
Mensch und Übermensch

An Arthur Walkley / *Mensch und Übermensch* / Der Katechismus des Umstürzlers / Aphorismen für Umstürzler

V. Band:
Komödien des Glaubens

Erste Hilfeleistung für Kritiker / *Major Barbara* / Vorrede über Ärzte / *Der Arzt am Scheidewege* / *Androklus und der Löwe* / Die Aussichten des Christentums

In Vorbereitung für 1947:

VI. Band: **Zurück zu Methusalem** / VII. Band: **Das Inselreich** / VIII. Band: **Lustspiele** / IX. Band: **Gekrönte Häupter** / X. Band: **Problemstücke**

Subskriptionspreise: Ganzleinen Fr. 105.—, Einzelband Fr. 12.— / Halbpergament Fr. 165.—, Einzelband Fr. 18.— / Ganzpergament Fr. 245.— (Dünndruck, 5 Doppelbände), Doppelband Fr. 49.—. Die Subskriptionsfrist dauert bis Ende 1946.

Siegfried Trebitsch

Bernard Shaw, dem Neunzigjährigen

kartoniert Fr. 2.—
Gratis für Bezüger der Gesammelten Dramatischen Werke

Zu beziehen durch die Buchhandlungen

ARTEMIS-VERLAG ZÜRICH

Böse Flecken auf Wildlederschuhen
ausradieren mit Woly Gum.
So sind Sie sicher, dass das feine
Leder stets wie neu bleibt.*

Verlangen Sie «Woly-Gum» in Schuh- und Lederhandlungen.
Fabrikant A. SUTTER Münchwilen / Thurg.

*Woly-Gum eignet sich auch vorzüglich für Nubuck, Pécari, Veau naturel, sowie für alle übrigen empfindlichen offenen Leder.

Labitzke Farben

LACKE • DRUCKFARBEN

G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN

CRÉATIONS
UNIVERSAL
EN VENTE CHEZ
OSCAR STAHEL
SIHLSTR. 3 - ECKE BAHNHOFSTR.
TELEFON 23 41 52 - ZÜRICH

So ist das Leben

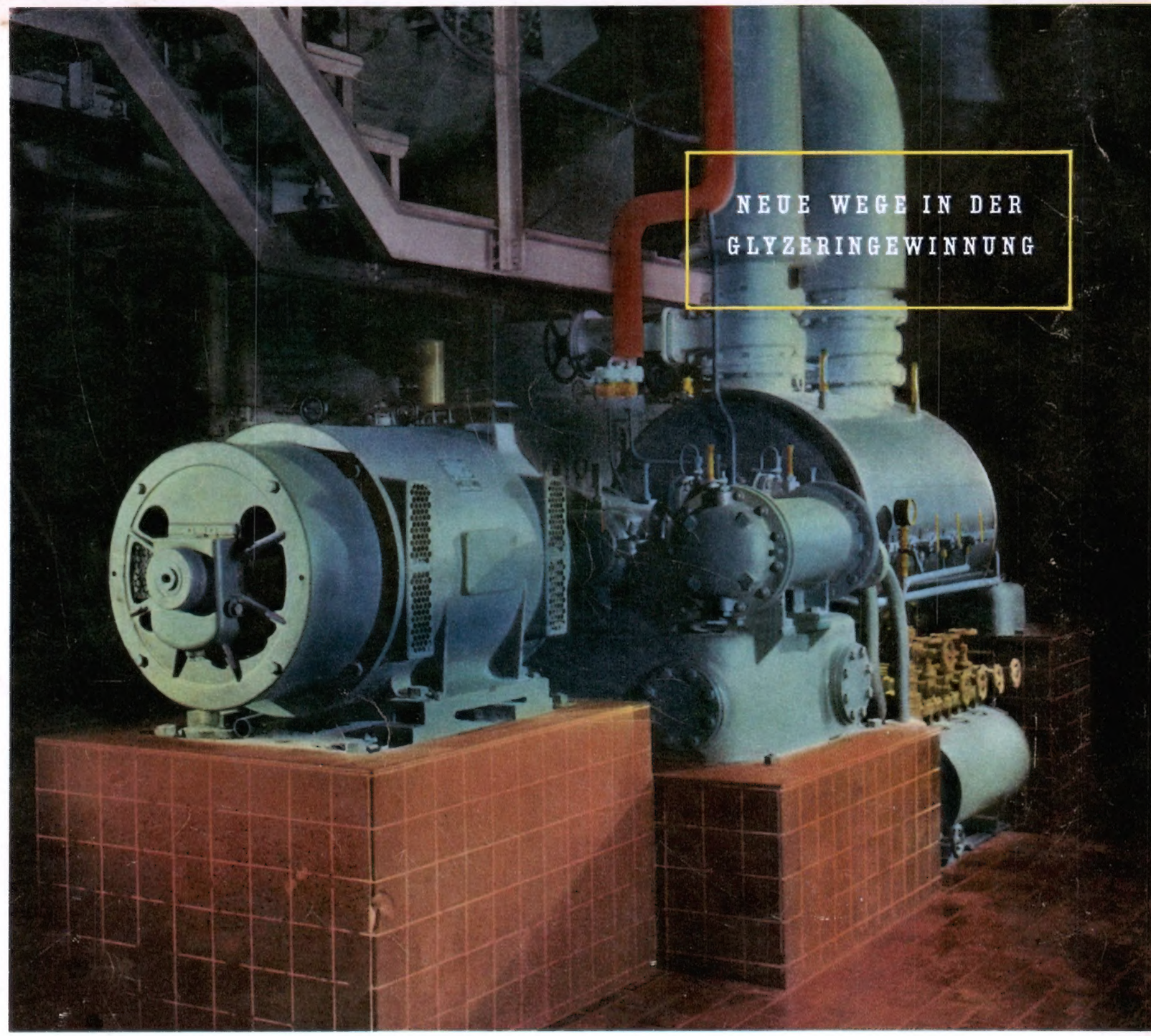
Man glaubt sich sicher und geborgen — und plötzlich wankt der Boden.

Vater, denkst Du daran? Ist Dein Gewissen ruhig? Was geschieht mit Deiner Frau und Deinen Kindern? — Weißt Du, wieviel Verantwortung Dir eine Lebensversicherung abnimmt? Weißt Du aber auch, welchen Segen sie Dir bringt, wenn es Dir vergönnt ist, ihren Ablauf zu erleben?

Eine *PAX-Police* gibt Halt, finanziell und moralisch. Die PAX besteht seit 70 Jahren. Sie hat Jahr um Jahr ihren gesamten Ueberschuß — *45 Millionen Franken* seit der Gründung — an ihre Versicherten ausbezahlt.

PAX, Schweizerische Lebensversicherungs-Gesellschaft in Basel

70 Jahre **Pax** 70 Jahre

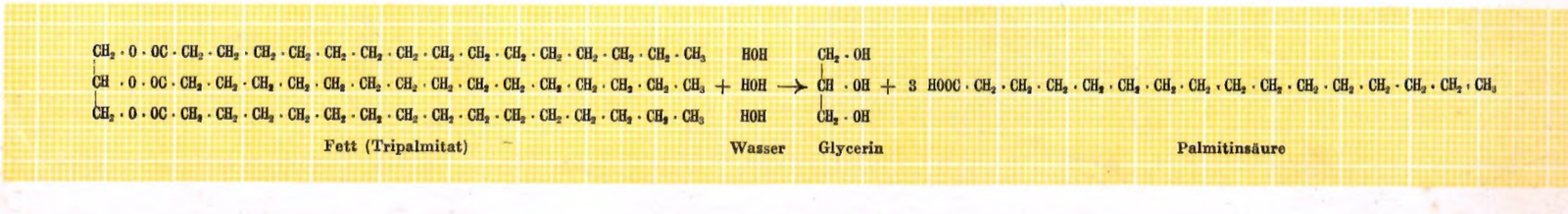


NEUE WEGE IN DER GLYZERINGEWINNUNG

Bei der Fettspaltung scheidet sich das Glyzerin in Form einer wässerigen Lösung ab, die einen Glyzeringehalt von 10—20 % besitzt. Täglich entstehen bei Steinfels viele tausend Liter solcher Glyzerinwässer, aus denen das Glyzerin gewonnen werden kann, indem man das Wasser verdampft. Doch braucht das außerordentliche Mengen Kohle. Als während der Kriegsjahre nicht genug Brennstoff zur Verfügung stand, wurde etwas ganz Neues ausprobiert — eine Eindampfanlage auf dem Prinzip der Wärmepumpe. Diese Anlage ist unseres Wissens die einzige in der Welt, die Glyzerin konzentriert. Sie verdampft täglich mehr als 20 000 Liter Wasser und braucht nur Elektrizität.

Die letzten Unreinigkeiten werden dem Glyzerin sodann durch Destillation entnommen. So erhält man das bekannte, dickflüssige Glyzerin, dessen feinste Qualität als Pharmakopoeglyzerin in den Apotheken und in den chemischen, in den pharmazeutischen und in den kosmetischen Industrien verarbeitet wird. Die etwas gelblichen Sorten gehen als Dynamitglyzerin in die Sprengstoffabriken zur Herstellung von Nitroglyzerin und Dynamit.

So wurde bei Steinfels jede wissenschaftliche und technische Entdeckung unverzüglich ausgenützt und der Produktion dienstbar gemacht. Steinfels-Produkte besitzen dank dieser konstanten Verbesserung der Verfahren und Einrichtungen besondere Qualitäten, die dem Verbraucher namhafte Vorteile bringen.

FRIEDRICH
STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE
SEIFENPRODUZENT
DER SCHWEIZ